Ewige Liebe.

Zweiter Theil.

Erstes Capitel.

Die nächsten Tage gaben Antwort auf die Frage, welche die Verzweiflung unserm Freund entrissen hatte. „Wofür leb ich noch?“ — Für den Schmerz! Für das Erdulden des herbsten Leides, das jemals ein Menschenherz getroffen!

Die Erschütterung, in welche die grausame Nachricht ihn geworfen, war nicht das Härteste, was Hugo zu ertragen hatte. Peinlicher war dem krankhaft Erwägenden das Gefühl, sich um eines Andern willen, den er so tief unter sich erblicken mußte, verschmäht zu sehen; der Gedanke, sich in der Familie, die er hochgehalten — in der

Geliebten, die er gleich einer Himmlischen verehrt, so gröblich geirrt zu haben!

Der Verlust des Glücks ist in Wahrheit nicht das Schlimmste, was uns widerfahren kann: schmerzlicher brennen die Wunden, die der Ehre geschlagen werden. Die Zurücksetzung, die Herunterſetzung, das Weggeworfenwerden, das ist's, was im Mann die bittersten Gefühle aufregt. Die Phantasie stellt die Niederlage sich vor und malt sie aus, und das Herz empfindet die Beschimpfung in peinlichen Stichen. Kommt dazu noch das Gefühl eines öden, leeren, hoffnungslosen Daseins, dann kann das Leben allerdings als eine Last empfunden werden, die man abzuwerfen sich getrieben fühlt.

Eine Hilfe ist der Zorn gegen das erlittene Unrecht, und er stand denn auch unserm Freunde bei. — — „Der Mann des Scheines — der Oberflächliche," rief er sich zu, „hat gesiegt und triumphirt! Die Liebe und Treue, die Tugenden

des Mannes, die Einführung in die Region des Geistes haben nichts gefruchtet! — Es ist also richtig, daß das Herz des Weibes der Erde gehört; — daß das Verbotene sie reizt und der Flitter sie besticht! — Thorheit, unverzeihliche Thorheit ist's, das Weib für idealistisch zu halten. Sie lassen sich erheben und begeistern für Ideen, aber nur, um wieder in's Gewöhnliche zurückgesunken, über sie als über wesenlose Träume zu lächeln, und wenn die Wahl vor sie tritt, an die Welt abzufallen. Wir, die Männer sind die Idealisten! Wir sind die Gutmüthigen, die Vertrauensseligen — die Narren der Großmuth! Weil wir es sind, leihen wir ihnen eine noch edlere und göttlichere Seele, um uns von ihnen dann betrogen und verlacht zu sehen!"

„Ist es möglich, daß sie den Weltling nicht durchschaut hat? — Wohl hat sie ihn erkannt! Wohl hat sie geahnt, was sein einziges Trachten ist — das bezeugen mir ihre Worte. Aber eben

das hat sie bestrickt! — So ist's und so wird es bleiben! Der Frevel des Oberflächlichen erscheint genialer als der Ernst des Denkers, die Anmaßung des Egoisten männlicher als die Würde des edeln Mannes — und die Schwäche des Weibes erliegt dem Zauber, der aus der Hölle stammt."

„Wozu mich grämen über den Verlust? Wozu mich schämen? — Freuen sollt' ich mich, daß ich verschont geblieben bin vom Gewinn des Scheines, den ich thöricht für Wahrheit gehalten. Daß ich erwacht bin aus dem sinnverwirrenden Traum und genesen kann. Preisen sollt' ich die Ungetreue, die mich geflohen hat, anstatt sich zu stetem Schimpf an mich zu heften."

„Es ist nicht möglich! — Die Wunden des Herzens können nicht durch Worte geheilt werden, so wenig als die Wunden des Leibes! Was Gedanken begütigen können, das sind keine Wunden! Die rechten bluten und brennen und nur die Zeit

kann sie heilen, — wenn wir nicht an ihnen zu Grunde gehen!“ — — —

Seelen, wie die Hugo's, können aber im bloßen Groll nicht verharren. Ein anderer Geist erhebt sich in ihnen, rügt das Verdammungsurtheil, das der Zorn gefällt hat, und treibt sie auf die entgegengesetzte Seite.

„Ich bin irr,“ sagte er ein andermal zu sich, „und weiß nicht mehr, was ich denken soll! — War die Freude, die während unserer schönsten Gespräche aus ihren Augen strahlte, Lüge? Waren die Reden, durch die sie das Verständniß des Besten, was ich zu geben vermochte, mir bewies, Lüge? War die Rührung, die Begeisterung, die sie dabei gezeigt hat, Lüge? — Nein! Ich hab' es ja mit Augen gesehen und mit Freudeschauern in der Seele empfunden! Sie war so lieblich dabei und so herzlich! Die Wahrheit lebte in ihr und leuchtete aus ihr mit himmlischem Licht! — — Sie kann also doch sein, wofür der Vater sie erklärt

hat: das Opfer der Familie, das Opfer der Nothwendigkeit! Sie reicht dem Grafen ihre Hand gegen die Neigung ihres Herzens, das mir gehört, um die Ihrigen vom Ruin zu retten! Dieser steht drohender vor den Erschreckten, als ich's weiß, und nur der Graf kann ihn abwenden! — — Ich bin ungerecht gegen die Familie, — ungerecht gegen Sie, die sich selbst überwunden hat, um leidvoll und heroisch die Pflicht des Kindes zu erfüllen!"

Diese Entschuldigung und Selbstbeschuldigung konnte aber vor dem prüfenden Geist ebensowenig Stand halten. „Nicht um Sein oder Nichtsein hat es sich gehandelt," rief er sich zu, wie über sich selbst aufgebracht, „sondern nur um den größern oder geringern Vortheil! — Man hat überlegt, und man hat sich für das Mehr entschieden! — Ich war im Stande, mit Helene zu leben ohne jede Mitgift — und ich hätte mich auch in den Stand gesetzt, die Familie zu erhalten! Nichts war nöthig als das Vertrauen der Liebe — einstweilige Ver=

zichtleistung auf den Glanz und Freude am stillen, wahren Glück! — Aber eben das hat gefehlt — und ich mußte beseitigt werden!"

„Das Opfer bin ich — ich allein! — Die Ungetreue wird mich vergessen. Ihr Gewissen, wenn es in der ersten Zeit auch einige Worte geflüstert hat, wird verstummen, und sie werden mit einander leben herrlich und in Freuden! — Mögen sie's! — Ich habe sie meiner werth geachtet, sie ist es nicht mehr — und ich werde mich trösten!" — —

„Wenn ich sie vergessen könnte! Wenn sich mir das bezaubernde Bild nicht immer wieder vor die Seele stellte und unendliche Sehnsucht anfachend mir zuriefe: Sieh, Alles das hättest Du haben können zum unermeßlichen Glück; — aber nun hat's ein Anderer, und Dir ist's auf ewig verloren! — O, dieser Schmerz wird nur vergehen, wenn mein Leben vergeht — wenn dieses Gehirn aufhört zu denken und dieses Herz aufhört zu schlagen!" —

Leid und Zorn, Anklagen und Klagen gingen durch die Seele des Guten und erschütterten ihn, den gereiften Mann, der es mit Allem so tief ernsthaft nahm, auf's Wehevollste.

Alles das geschah im Hause des Freundes, wo der Schlag ihn getroffen hatte. Der Oberförster war bald nach dem Eingang des Schreibens auf sein Zimmer gekommen und hatte, von seinem Anblick erschreckt, ihn gefragt, was ihm widerfahren sei. Hugo, auf den Brief deutend, antwortete: „Helene von Ellerburg wird Gräfin Geierstein." Jener, der seine Gefühle und Hoffnungen kannte, ging auf ihn zu, umarmte ihn mit feuchten Augen und rief:

„Armer Freund, das ist grausam . . ." —

„Nichts weiter!" fiel Hugo ein. „Lassen Sie mich ein paar Tage in Ihrem Hause weilen, bis ich fähig bin, einen Entschluß zu fassen; — und, schweigen wir darüber!" —

Das Forstamt war für Hugo ein Asyl, in dem

seine Seele am ersten sich wieder sammeln konnte. Die stille Theilnahme des braven Mannes konnte nur wohlthuend auf ihn wirken. Auch die Frau war ernster als gewöhnlich und behandelte ihn mit einer eigenen gütevollen Zartheit. Hatte der Oberförster ihr gleichwohl einen Wink gegeben — oder zog sie nur einen Schluß aus der Miene des Gastes und aus seinem vielen Alleinsein? Wie sich's verhalten mochte, Hugo empfand nur die guten Folgen davon, indem auch sie ihn mit Fragen verschonte und ihn so viel als möglich sich selbst überließ.

Sein Herzeleid wurde milder. Nach dem Sturm kam eine Ruhe, die schon als solche etwas Wohlthuendes mit sich führt, — und es öffneten sich in ihm die Quellen des Trostes. Das verlorene Lebensglück scheint eben in den edelsten Seelen, die es am lieblichsten, verklärtesten zu sehen vermögen, unheilbaren Schmerz hinterlassen zu müssen; aber in ihnen findet sich auch in höchster Macht der

Ersatz. Nicht gleichgiltig wird die Seele; das Bild der geschwundenen Freude stellt sich immer wieder in seinem Zauber vor sie und regt tiefe Wehmuth an. Aber der Geist ermannt sich, fühlt sich — und fühlt, was ihm bleibt. Das ist er selbst mit allen seinen Fähigkeiten! Er selbst mit der Kraft zu denken und zu schaffen, zu geben und zu beglücken. Er selbst mit der Fähigkeit, das Schöne der Welt in sich aufzunehmen, ob auch einsam, und an die Stelle des fröhlichlauten Glücks, das für immer dahin ist, das stille, milde fruchtbringender Entsagung zu setzen.

O es ist wohlthuend, wenn das Gefühl des Schimpfes entweicht und der Geist, seiner Stärke gedenkend, wieder an sich selber glauben kann! Wenn die Gewißheit der Ehre im ungebrochenen Adel des Wollens Balsam träufelt auf die Wunden des Herzens! — Auf sich allein angewiesen, an sich selbst appellirend, ruft der Mensch die Wunder aus seinem tiefsten Innern hervor, entfaltet sich

mit ihnen zur höchsten Stärke und setzt dem unendlichen Schmerz die unerschöpfliche Kraft der Selbstüberwindung entgegen! — Schön ist das Glück — schön und lieblich! Aber das Leid, von mächtigem Geist getragen und bewältigt, ist erhaben und der Mensch, der sich herrschend ihm vermählt, geht in die Sphäre der Heroen über.

Was sollte er nun aber beginnen? Wohin sollte er sich wenden? — Hatte er noch eine Ursache, eine Laufbahn zu betreten, für die er sich nur im Hinblick auf die Geliebte bestimmt hatte? Sollte er das Mittel aufrecht erhalten, nachdem der Zweck ihm geraubt war, und eine Arbeit übernehmen, die jetzt der Sanction und der gehofften Versüßung entbehrte? Sollte er die tiefe Neigung bezwingen, die ihn zum Dichten und Denken trieb, und sich einem Amte widmen, in dem er jetzt ohne wahren Erfolg thätig sein würde? —

Er war schnell entschieden, dem Minister für die angebotene Stelle zu danken und künftig nur

seiner Neigung und sich selber zu leben. Dazu reichten seine Einkünfte hin; und die Mäßigkeit, die sie ihm zur Pflicht machten, war ihm vielmehr eine angenehme Vorstellung. Er wollte seine Studien fortsetzen, seinen Geist gewähren lassen auf den Gebieten der Dichtkunst und der Philosophie, und auf ihnen die Schuld des Lebens abtragen. Geistig schaffend konnte er wahr sein durchaus; er konnte, die Frohnarbeit lassend, mit Wahrheit und Schönheit der Welt eben am ersprießlichsten dienen. Wie viel ihm darin zu leisten gelang — einerlei! Werthlos war es nicht, und unter allen Umständen das Beste, wodurch er seine Existenz zu rechtfertigen vermochte.

Der edle, productive Geist ist nicht zu vernichten. Wenn die Pfeile des Wehs tiefer in ihn eindringen und empfindlichere Organe vorfinden, so entfaltet eben er in der Bedrängniß die ewigen Schwingen, die ihn darüber emportragen und der Freude des Sieges in die Arme führen.

Durch die Zeit, durch sein Wollen und die gefaßten Entschlüsse war Hugo nicht geheilt: denn der Geist, der die Macht des Trostes besitzt, ist nicht immer im Menschen, und wenn er sich aus ihm entfernt, sinkt der Verlassene wieder dem Leid an's Herz. Aber er hatte die Ueberzeugungen erlangt und die Kräfte erkannt, die ihn erlösen und der Krankheit, der schmerzvollen Leidenschaft immer wieder begegnen konnten! — Er war nicht geheilt: aber er war gerettet — und konnte mit neuer Hoffnung in's Leben schauen.

Ruhigern Denkens fähig, schrieb er an den Minister. Er glaubte ihn durch Offenheit ehren zu müssen und erzählte ihm sein Geschick. Die Trauer seiner Seele, die Entmuthigung seines Geistes und die Unfähigkeit, ihm und dem Lande in der angebotenen Stelle würdig zu dienen, — das unüberwindliche Verlangen nach Entfernung, Einsamkeit und Ruhe schilderte er in den entschiedensten Ausdrücken, um das Gesuch daran zu

knüpfen, daß der Minister das Amt einem Bessern übertragen und ihn bei dem Herrn nach Möglichkeit entschuldigen möge. Nie werde er die Güte vergessen, womit der hochgestellte Freund seines Vaters für ihn habe sorgen wollen; aber die Ehre gebiete ihm, seine jetzige Untauglichkeit zu erklären und den Posten für eine nützlichere Kraft frei zu machen. Nachdem er den festen Entschluß gefaßt, werde er sobald als möglich das Land verlassen, um es vielleicht lange nicht wieder zu sehen!

Nach diesem zwar offenen, aber doch immer an bestimmte Formen gebundenen Schreiben konnte sich's Hugo nicht versagen, sein Herz rückhaltlos auszuschütten in einem Brief an den Professor, dem er früher seine Freuden und seine Hoffnungen mitgetheilt hatte. Er ließ sich darin völlig gehen, malte Leidenschaft und Leid in den glühendsten Farben, schrieb unter Thränen, die sich ihm in die Augen drängten, und entlastete seine wieder gepreßte Seele nach ihrem innersten Verlangen. Dann,

ruhiger geworden, fuhr er fort: „Ich habe früher meine Standesgenossen, die ich mit dem Auge der Liebe — der Vorliebe, wenn Du willst — angesehen, zu günstig beurtheilt. Die Erfahrung hat mich widerlegt; ich bin gestraft und beschämt. Niemand ist edel außer durch Gott, mit dem er sich in lebendiger Verbindung erhält! Alle anderweitige sogenannte Tugend ist zweideutig und kann sofort in ihr Gegentheil umschlagen. — Ich möchte auch jetzt noch in den Abkömmlingen alter Familien eine natürliche Fähigkeit erblicken, dem höhern Geist zur Form, zum Gefäß zu dienen. Sollen sie aber in der That edel werden, so muß dieser Geist auch in sie einziehen und die Form beseelen! Ohne ihn zeigen sie nur den hohlen Schein der Tugenden, die sie für sich ansprechen, und sind dem größten Selbstbetrug ausgesetzt. Sie reden von Ehre, von Pflichten und Opfern — und handeln blind nach den Forderungen der Selbstsucht! Und wenn sie dieses thun, meinen sie doch, die Ehre rein erhalten

zu haben, weil sie die Handlungen, zu denen sie sich gezwungen achten, durch ihre Neigung und ihr Bedürfniß geadelt glauben. Es sind Masken und übertünchte Gräber der Ehre, und halten sich für erwählte Gefäße der Ehre!"

„Das Leben ist ein grausames Räthsel. Müssen denn Glauben und Werke sich immer widersprechen? Muß denn immer der Theorie, durch deren Aufstellung man die Forderung des bessern Ich befriedigt, eine Praxis zur Seite gehen, in der die Wünsche des schlechtern und schlechtesten sich erfüllen? Ist es ganz und gar unmöglich, nach den Grundsätzen, die man bekennt, auch zu leben und zu handeln, — zu handeln in großen Fällen, wo es gilt, seine Entscheidung zu treffen für die Ewigkeit? — Unmöglich ist es nicht; aber freilich, schwer ist es, sehr schwer, weil man den Entschluß fassen muß, das, was man gern auch noch behielte, dafür hinzugeben. Dieses ist aber grade das Nächstgelegene, Einleuchtendste, scheinbar Verlässigste.

Man glaubt Unersetzliches zu verlieren, wenn man es opfert, und schmeichelt sich, wenn man es behielte, das Edlere nachholen und beide zusammen besitzen zu können. Mit dem Gewinn des Ewigen allein glaubt man beraubt zu sein. Man stößt den Satz der Schrift um und sagt vielmehr: Trachtet zuerst nach dem Andern, dann wird euch das Reich Gottes auch zufallen! — „Man muß ja doch vor Allem leben — gut und zufrieden leben!“ — Nein, nicht nur nicht gut — gar nicht leben muß man, wenn durch das Leben dem Ewigen Schaden und Schmach widerfährt!“ —

„Ich mag es überlegen, wie ich's will, ich mag die größte Gerechtigkeit und Billigkeit üben: ich muß die Familie, die mich erst angezogen, dann hat fallen lassen, groben Unrechts zeihen. Allen muß ich vorwerfen, daß sie, vom Schein geblendet, diesem zu Ehren das Echte von sich gestoßen haben. Es handelt sich bei ihnen nicht um Bestand oder Untergang, sondern nur um müheloses Behagen

oder Anstrengung und Kampf. Sie wollten nicht kämpfen und hoffen mit mir, sie wollten Besitz ergreifen mit Jenem und feiern! — Und sie, die geistbegabte Helene, hat im besten Fall einer falschen Wahl der Ihren sich gefügt, die sie hätte als solche erkennen und umstoßen sollen. Das ist das Urtheil, das die Gerechtigkeit in mir fällt!" —

„Ich gehe nach Italien. Dort werde ich schauen und wieder schauen können, was mir jetzt besonders wohlthun wird. Land und Volk sind jetzt so recht für mein Herz. Ich will Naturmenschen sehen, die zugleich nobel, gebildet sind oder doch Stil haben. Meine Seele wird sich erquickt fühlen durch die Unmittelbarkeit ihrer Leidenschaften, mein Sinn ergötzt und befriedigt durch die zierliche und pathetische Art ihrer Formen. Natur und Kunst sollen mich umströmen und die südliche Leichtfertigkeit auch mich das Leben leichter nehmen lehren. — Siehst Du, Freund, wie sehr ich eigentlich schon geheilt bin? Wie schon so

gut ich weiß, was mir gut ist? — Ja, wenn die Sehnsucht nicht wäre, zu der ich, wie ich leider fühlen muß, eine verhängnißvolle Anlage besitze! Das Recht auf Glück, das die schmachtende Seele zu haben glaubt! Die bösen Träume, die mit dämonischer Erfindungskraft mir vorspiegeln, was einem Andern zu Theil geworden! — Und mit alledem stets wiederkehrende Rückfälle in scheinbar überwundenes Herzeleid!"

„Leb' wohl, theurer Freund! Fühlt mit mir, Ihr glücklich vereinten Beide, und bedauert mich!" — —

Nach dem herzlichsten Abschied von seinen Wirthen reiste Hugo in die Residenz. Er hatte vermieden, dem Oberförster aus dem Schreiben des Barons Näheres mitzutheilen, weil es eine Schuld Karl's gegen ihn aussprach; und Wildau, der eine der Wahrheit sehr nahekommende Vermuthung über die Mitwirkung seines künftigen Schwagers hatte, vermied zu fragen. So lebte

man, von dem, was stören konnte, absehend, ein Leben reiner Theilnahme und freundlicher Erweisungen, das zur Beruhigung des Gastes gar viel beitrug. Die Frau, die ihn liebgewonnen hatte, drückte ihm zum letzten Gruß die Hand mit Thränen in den Augen.

Während Hugo in der Hauptstadt seine Angelegenheiten ordnete und sich reisefertig machte, lief das Antwortschreiben des Professors ein. Der klare, entschiedene, aufrichtige Mann beklagte den Freund, nicht ohne ihn auch freundschaftlich anzuklagen. Mit Schonung, aber deutlich genug hielt er ihm die maßlose Generosität seines Herzens vor, mit der er immer bereit sei, die Menschen von der schönen Seite zu sehen und diese noch dazu phantastisch idealisirend auszumalen. Der Geist wolle gerecht sein und die Wahrheit erkennen; aber die Güte des Herzens werfe täuschendes Licht über den Gegenstand und berücke das Auge. „Wird aber das Unrecht, wenn es aus der Güte

fließt, zum Recht? Offenbar nicht. Es bleibt Unrecht und schadet als Unrecht, mithin ist solche Güte Schwäche. Man muß ihr einen Schutz geben, indem man sie dem Scharfblick vermählt — damit ihre holden Geschenke nicht weggeworfen werden, sondern an die würdigen Empfänger gelangen! — — Nimm mir den Sermon nicht übel, lieber alter Freund! Der Apostel spricht nicht unweise, wenn er sagt: Ermahnet Euch unter einander! Wir haben's Alle nöthig, dergleichen bei Gelegenheit wieder zu hören, damit wir uns an die Pflichten erinnern, die wir nicht überhaupt, wohl aber für uns vergessen haben. — — Auch mit Deinem Entschluß, das Vaterland zu verlassen und dem gekränkten Herzen durch Natur- und Kunstanschauungen zu schmeicheln, bin ich nicht ganz zufrieden, indem ich wohl mit Recht vermuthe, daß es lange dauern und in einen Rückzug von zusammenhängender Thätigkeit überhaupt enden werde. Siehst Du, Freund, darin bist Du eben

doch noch Aristokrat. Ich, der Bürgerliche, der Abkömmling von Menschen, die sich's Generationen hindurch haben sauer werden lassen — ich hätte mich in Deinem Fall nach einer kleinen Erholungsreise grade an eine harte Arbeit geschmiedet. An ihr hätt' ich meinen Zorn ausgelassen und mich gestählt und, meiner Kraft sicher, mit dem Leben und den Menschen mich wieder versöhnt. Du suchst das Süße auf, die „melancholische Nahrung" des träumenden Herzens. Du flüchtest in eine schönheitumflossene Einsamkeit, um für das verlorene Glück — wieder Glück zu finden, das Dich zu verweichlichen droht! — Ich werd's nicht ändern, also in Gottes Namen! Du bist eben Poet, ein beschaulicher Genius, der für sich zu sein vermag, während unser einer nicht leben könnte, wenn er nicht auf Andere wirkte und den Effect mit Augen sähe! Wenn er nicht vom Katheder herab täglich in die Geister einer wißbegierigen Jugend die Lehren pflanzte, die sie tüchtig machen sollen für

das Leben, für ein gesundes und rüstiges Handeln im Leben! — Meine Frau bedauert Dich von ganzer Seele und wird nicht müde, auf Dein Mißgeschick zurückzukommen. Sie hätte Dir das Glück der Liebe und Ehe so gern gegönnt! — — Aber, aber — Ihr Idealisten seid am Ende doch selber daran Schuld, wenn Ihr Unglück habt! Ihr geht an den wackern, frischen, hübschen, zu Hausfrauen so recht geborenen Mädchen vorüber, um Euch von irgend einer Fee bezaubern zu lassen, die Euch in ein Märchenland verlockt und endlich nach überirdischen Freuden der ungestillten Sehnsucht und der Schwermuth in die Arme wirft. Es gibt eine ätherische, eine Blüthenschönheit, die nicht für die Erde ist und die wir auch nur sehen und als vorübergleitende bewundern sollen. Weh dem, der an sie sein Herz verliert. Er geht ihr nach und kann sie nicht erringen, denn sie flieht vor ihm; aber auch nachdem sie ihm entflohen, hält sie ihn noch gefesselt und zwingt ihn zu

einem einsamen, fruchtlosen, markauszehrenden Cultus, derweil sein Leben vergeht und die Nacht kommt, wo er nicht mehr wirken kann. — Leb wohl, mein Freund! Sei meiner herzlichsten Theilnahme, aber auch meiner innigsten Wünsche zu einem neuen Leben versichert!" —

Hugo, nachdem er den Brief gelesen, nickte wie Einer, der vernommen hat, was er erwartete. „Er hat nicht Unrecht, der gute Freund," sagte er dann; „aber ich kann doch nicht thun, was er fordert. Die Welt hat Leute genug, die sich ihr widmen; es fehlt eher an Stellen, als an Bewerbern, und es kann wohl einer auch als Mönch leben, wenn ihn sein Herz aus dem Säculum treibt und er Heilung sucht, indem er einem höhern Ziele des Geistes nachstrebt."

Er ging in seinem Zimmer auf und ab, in Nachdenken verloren. Auf einmal entschlossen aufschauend, rief er: „Laßt uns ein anderes Volk aufsuchen, ein anderes Leben und Treiben! —

Die Heimath, wo Sie mit Ihm glücklich ist, duldet mich nicht mehr. Ich muß das Gefühl der rettenden Flucht, ich muß das Bewußtsein haben, daß Berge und Meere zwischen ihr und mir liegen; — dann kann ich nach und nach wieder genesen und zusehen, wie ich mich auch der Pflichten gegen die Heimath entledige!" —

Wenige Tage und Hugo befand sich auf der Wanderung. Sein Geist sollte aber doch noch einmal zurückgelenkt werden zu den Stätten seines Glücks.

In der ersten Stadt, wo er übernachten wollte, langte er gegen Abend an. Auf einem Spaziergang durch die Hauptstraße hörte er einen Gruß von bekannter Stimme, schaute auf und erblickte zu seiner Ueberraschung einen alten Bauer aus dem Dorfe Ellerburg, mit dem er sich oft und gern unterhalten hatte. Er dankte und drückte seine Verwunderung aus, ihn hier zu sehen.

„Ich verwunder' mich auch, Herr Baron,"

versetzte der Bauer. „Ich hab' einem Wagner Eichenholz hergefahren. Aber wie kommen Sie her, wenn man fragen darf?"

„Ich reise, mein guter Freund! — Weit, weit fort von hier!"

Der Alte stand mit ernster Miene.

„Ich kann's mir denken, Herr Baron," sagte er dann. Und als ob ihn die Gerechtigkeit zu reden triebe, fuhr er fort: „Nehmen Sie mir's nicht übel, — aber man hat auf dem Schloß nicht recht gegen Sie gehandelt. Im Dorf und in der Umgegend spricht man von nichts Anderm und Fräulein Helene, die man sonst nur gelobt hat, könnte jetzt böse Reden hören."

„Man weiß also, was vorgegangen ist?" fragte Hugo.

„Nun freilich, Herr Baron. — Wir haben lange gemerkt, was Sie im Sinn gehabt haben, und es ist Niemand im ganzen Dorf gewesen, der sich nicht darüber gefreut hat. — Wenn man

Sie mit Fräulein Helene zusammen gesehen hat, es ist ein Vergnügen gewesen!"

Hugo machte eine Bewegung, als ob er sagen wollte: Das ist nun vorbei!

„Man nimmt's ihr allgemein übel," fuhr der Alte fort, „daß sie dem Grafen den Vorzug gegeben hat. Nur ein paar naseweise Dirnen, die letzthin bei meiner Tochter waren, haben gemeint, er sei eben doch jünger als Sie, Herr Baron . . ."

„Und schöner und reicher, viel reicher!" setzte Hugo hinzu.

„Nun ja," sagte der Bauer; „das mag sein; aber das ist kein Grund. Der Herr Baron hat ja auch Vermögen — und eine schöne Stelle!"

„Das wißt Ihr auch schon?" versetzte Hugo.

„Man erfährt Alles," erwiederte der Bauer. — „Nun, ich mein', wenn man einmal Einem gut gewesen ist, dann darf man nicht einen Andern nehmen bloß darum, weil er reicher ist. Bei uns Bauersleuten da kommt's wohl vor; aber ich hab'

geglaubt, die Herrschaften wären in dem Stück anders als wir!"

Hugo sah dem gewürfelten Alten in's Gesicht und nahm darin einen deutlichen Zug von Ironie wahr. Er nickte und sagte:

„Jeder handelt eben nach seinem Dafürhalten, und Geld und Gut weiß man überall zu schätzen. — Nun, und ist sie gesund, — vergnügt, das Fräulein von Ellerburg?"

„Das schon," erwiederte der Bauer; „da fehlt nichts."

Eine Röthe ging über Hugo's Wangen.

„Ich sah sie vorgestern auf dem Anger, nicht weit vom Schloß. Sie war mit ihrer Base an der Eller spazieren gegangen, und drüben kam der Graf die kleine Straße hergeritten. Als er die Herrschaften sah, sprengte er über den Anger grad auf sie zu und setzte über die Eller, wo sie am breitesten ist. Er hätte es nicht nöthig gehabt; denn wenn er über die Brücke geritten wäre, so

hätte er keine fünf Minuten länger zu ihnen gebraucht. Aber er wollte eben zeigen, wie groß seine Lieb' ist, und was er für ein guter Reiter ist!"

Hugo lächelte melancholisch zu dieser Erklärung.

„Fräulein Helene," fuhr der Alte fort, „wurde roth über und über, als er glücklich herüber war. Die alte Gräfin rief Bravo, und das Fräulein sah ihn mit Augen an, die glänzten wie zwei Fackeln."

Hugo fuhr bei diesen Worten zusammen wie von einem Pfeil durchbohrt. „Sie liebt ihn!" rief's in ihm. „Sie liebt ihn! — — O wie schrecklich hab' ich mich getäuscht!"

Der Bauer, der vor sich hingesehen und seine Bewegung nicht beachtet hatte, fügte mit der grausamen Ehrlichkeit, die Seinesgleichen sich manchmal beikommen läßt, hinzu:

„Alles was recht ist, Herr Baron. Ein vornehmer Reiter ist er, und schön nimmt er sich aus, wenn er auf dem Rappen sitzt, der sich ordentlich etwas einbildet auf ihn. Er sieht drein, als ob

ihm die ganze Welt gehörte und als ob er mit ihr anfangen könnte, was er wollte. Man begreift — Aber ich bitte Sie um Verzeihung, Herr Baron," rief er nach einen Blick auf Hugo. „Ich rede da ungeschickt!"

„Keineswegs, lieber Thomas," entgegnete dieser, der seines Gefühles wieder Herr geworden. — „Es ist ja ein Trost für mich, wenn der Mann, der mir den Rang abgelaufen hat, so viele Tugenden besitzt!"

„Das ist auch wieder wahr," versetzte der Bauer.

„Nun," fuhr Hugo fort, indem er ihm die Hand reichte, „leb' wohl, Alter; — und behaltet mich in gutem Andenken!"

„O Herr Baron," rief Jener fast gerührt, „das geschieht schon von selber; — es ist kein Mensch im ganzen Dorf, der Sie nicht gern hätte. — Leben Sie wohl, und behüte Sie unser Herrgott!" —

Als der Bauer sich entfernt hatte, konnte Hugo sich nicht enthalten, zu stöhnen. Alles Weh seines Herzens war wieder aufgewacht, und dieses pochte schmerzhaft. „Fort, fort," rief's in ihm. „Fort aus Deutschland! — — Es wäre besser, wenn ich sagen könnte: fort aus der Welt!" —

Ein paar Tage später, und das Blut floß wieder in sanfterer Wallung. Es war ihm selber auffällig, wie die bloße Entfernung ihn dabei unterstützte und wie er mit jeder zurückgelegten Meile sich leichter fühlte. Die Bilder des Lebens in Stadt und Land zogen ihn an — zogen ihn ab von seinen Gedanken und zerstreuten ihn freundlich.

Der unmittelbare, physische Druck des Leides verlor sich nach und nach. Es blieb und wuchs aber freilich das geistige Leben: das liebe Leid, das gepflegte Leid, das der Einsame auch nicht hätte entbehren mögen!

Die letzten größern Städte Süddeutschlands,

die auf seinem Wege lagen, besah Hugo nur flüchtig. Er eilte, das Gebirg zu erreichen.

Ein wunderbares Gefühl ergriff ihn, als er zwischen den riesigen Höhen hinging. Wenn die Natur dem Menschen in allen Formen ihre Ruhe mittheilt, so wirkt die große Natur in ihm eine großartige Ruhe. Der Geist vergleicht sich unwillkürlich mit ihr, und es ist dem Herzen unmöglich, neben den Kolossen, die zum Himmel emporstreben, klein zu empfinden.

Eine erhabene Stille nahm in der Seele des Wanderers Platz. Die Beobachtungen, die er machte und aufzeichnete, beschäftigten ihn und seinem Gefühl geschah dadurch kein Eintrag. Er schweifte nach seiner Laune hin und her und überschritt die Höhen auf gewöhnlichen und ungewöhnlichen Wegen. Wohlthuend war's, wenn er in der tiefen Einsamkeit sich sagen konnte: „Niemand weiß jetzt, wo Du bist, außer Gott! Für die Menschen existirst Du nicht mehr — sie können

Dich, wie Du bist, nicht einmal denken!“ Es war ein Gefühl unnahbarer Geborgenheit, wie in einer Burg, an deren Mauern die Wogen anstürmender Feinde sich brechen und ihr wüstes Geschrei machtlos verhallen muß!

War er hoch oben stundenlang gegangen und geklommen, ohne Menschen zu sehen, dann muthete es ihn wieder freundlich an, wenn er hinabgehend einen Ziegenhirten traf und die jungen Thiere so neugiertraulich zu ihm hersahen, — oder wenn sich ihm eine Sennhütte öffnete, in der er vorübergehend weilen, sich erfrischen und Worte und Grüße tauschen konnte. Die Strapazen des Auf- und Niedersteigens kräftigten nicht nur den Leib, sondern auch die Seele. Eine erreichte Höhe ist immer ein Sieg und gibt das Gefühl eines Triumphes; und wenn nach hartem Tag die ermatteten Glieder das ländliche Wirthshaus erreichen, dann labt der Sitz auf der Bank, es mundet das einfache Mahl, wie es Homerischen Helden gemundet

haben mag, und ein Schlaf erwartet den Müden, der ihn traumlos den wiederherstellenden Mächten der Natur überläßt. Wie erquicken den in der Morgenfrühe Erwachenden die Thauperlen an Baum und Gesträuch, und die endlich hervorkommenden Strahlen der Sonne! Rüstig schreitet er weiter; erfrischte Sinne eignen sich Formen und Farben inniger an, und neue Unternehmungslust führt in muthiger Ausdauer zu neuen Erfolgen.

Zweites Capitel.

Hugo zog wochenlang im Alpengebirg umher. Endlich gesättigt, stieg er die lombardische Ebene hinab. Andere Laute, andere Tracht, andere Natur und andere Cultur gaben ihm das Gefühl einer ganz neuen Welt, obwohl er das Land vor Jahren schon durchwandert hatte. Fremdes und Bekanntes umgaukelte sein Auge in reizender Mischung; Erinnerungen aus jenen frühern Reisetagen, wo er mit freiester Seele die reichen, feinen Bilder des Lebens und Treibens in sich aufgenommen, erwachten in ihm und verbanden sich mit den Eindrücken des zum ersten Mal Erscheinenden: es wäre

schwer gewesen, dem Zauber zu widerstehen und sich nicht in die Poesie der romantischen Reisegefühle einspinnen zu lassen.

Um ein fremdes Land ist's eine wunderbare Sache. Menschen und Dinge sind schon als andere von einem dichterischen Licht umflossen; denn das Andere ist immer ergänzend und erfreut, liebevoll aufgenommen, unsere Seele. Zum ersten Male gesehen erscheinen alle Gegenstände reizender als sie wirklich sind, und von den ungewohnten aus können wir den gewohnten in der Heimath Unrecht thun. Wenn sie nun aber wirklich feiner und schöner sind, dann kann sich die Wirkung nur steigern. — In Italien stellt sich Alles in einem eigenen künstlerischen Gepräge dar. Die Landschaft mit den Villen und den aus hellem Stein erbauten Dörfern nimmt sich zierlicher aus, die altberühmten großen Orte muthen uns stilvoller an — die Menschen aller Stände geben sich ungezwungen in plastischern Formen. Der Bursch in

Lumpen tritt mit einem Anstand auf, der einem Gentleman keine Schande machen würde, und das Dienstmädchen hat das Aussehen und den Gang einer Dame. Die Oeffentlichkeit des Treibens und die Erregbarkeit des südlichen Temperaments führen dramatische Scenen herbei, welche die akademischen Gestalten beleben und bei dem Schick, der sie auch hier charakterisirt, auf den Reisenden höchst ergötzliche Eindrücke hervorbringen. Gewisse vielbesprochene Uebelstände wirken doch nicht störend. Nur prosaische Naturen nehmen sie tragisch, hellere Geister rufen den Humor in sich auf, und der Kampf gegen ihre Unbequemlichkeit endet in Lachen.

Wer hier von Ort zu Ort wandert, muß die besänftigende, befreiende Einwirkung der Außenwelt erfahren, welche Last sein Herz auch bedrücken mag. Schon das immer neue Sehen immer neuer Menschen erhebt den Reisenden über den Horizont seines individuellen Looses. Sie leben und streben, fühlt und sagt er sich, haben Leid und Freud, wie Du!

Sieg und Niederlage, Ruhm und Unehre wechseln in ihrem Leben, wie in Deinem! Und ihrer sind so viele! Die Welt ist so groß! — Mach' nicht zu viel aus Dir und Deinem Geschick, Du Einzelner! — —

Es kann nicht meine Absicht sein, den Wanderer auf seinen Kreuz- und Querzügen zu begleiten und die Eindrücke, die er empfing, irgend näher schildern zu wollen. Meine Aufgabe ist, die Richtung anschaulich zu machen, die unter ihnen seine Seele nahm.

Er durchzog die ganze Halbinsel. Nachdem er sich mit den Reizen der Natur erfüllt und die berühmtesten Landschaften wieder gesehen und genossen hatte, concentrirte er sich auf die Kunst. Von Neapel nach Rom zurückgekehrt, lebte er hier für sich und widmete sich den großen Schöpfungen, die dort vereinigt sind, mit zusammenhängendem Fleiße.

Und noch mehr als auch die größten und blendendsten Erscheinungen der Natur ergriffen ihn hier

die Gebilde, die in Menschengestalt und Menschenantlitz göttliches Leben zur Anschauung bringen! In ihnen ist es eben der Geist selbst, der zu uns redet — seine Hoheit, Heiligkeit und heilige Liebe selbst, die in uns eindringt und den Beschauer unwiderstehlich zum Beschauten erhebt. Gegen die Fülle des Geistes und Gemüthes, die uns lebendig in den edelsten Formen erscheint, hilft kein Widerstand. Die Seele wird himmlisch angezogen, erleuchtet, erhöht, vergöttlicht!

Welche Erweisungen ewiger Kraft und Tugend stellen die Werke des Meißels und Pinsels, aus alter und neuer Zeit, in Rom vor Augen! Welch' einen Reichthum erhabener und lieblicher Schönheit entfalten sie vor uns! — Wir müssen nur dafür sorgen, daß sie uns nicht überfluthen, und mit Selbstbeschränkung von einem zum andern gehen, damit die unendliche Fülle, statt uns eine unerschöpfliche Quelle von Freuden zu werden, uns nicht erdrücke.

Hugo, der das Land aufgesucht hatte, um sich von seinem Leide zu befreien, lernte hier endlich den Segen des Leides erkennen. Die schmerzlichen Erlebnisse, die sich dem einsam Gedenkenden wieder darstellten, öffneten ihm das Verständniß jener Kunstschöpfungen, welche göttlichen und menschlichen Schmerz verklären; ließen ihn tiefere Blicke thun in die christliche Religion, in christliche Kunst und christliche Ideale. Diese dagegen klärten ihn wieder über sein eigen Leid auf. Der große Gedanke, daß irdische Noth himmlischen Reichthum, irdischer Verlust himmlischen Gewinn, ja zeitliche Erniedrigung und Schmach ewige Erhöhung und Herrlichkeit einschließe, war ihm nie so tief in die Seele gedrungen, als jetzt, wo ihn gotterfüllte Gestalten, die in Martern vergehend den Himmel offen sahen, über alle Drangsale der Zeitlichkeit emporschwangen. Ja, Leid ist eine Ehre und Leid ist ein Gewinn!

Das erkannte Hugo; und er segnete die

Schmerzen, die er erduldet — segnete Den, der ihn derselben gewürdigt hatte. —

Der Moment, wo der Mensch in seiner wahren Tiefe den Schmerz verstehen lernt, macht die größte Epoche in seinem Geistesleben. Man kann, was hier vorgeht, wohl eine Wiedergeburt nennen. Was man von sich zu thun mit Anstrengung, mit Aengstlichkeit bemüht war, das erscheint nun als ein Besitz, den man sich nicht rauben lassen möchte, weil nur auf ihm der Geist sich zum Gefühl ewigen Werthes und ewiger Freude erhoben hat. — Es ist der Punkt, von welchem aus, in sittlicher Benutzung des Leides, der Mann allein der höchsten Stärke gegenüber der Welt, der vollendeten Reife zugehen kann.

Hugo, nach einer Fülle von Anschauungen, baute sich gleichsam selbst wieder auf. Er gedachte seiner Ziele und Ideale, seiner Kenntnisse und Projecte, und richtete sein Absehen darauf, sie in Zusammenhang und Einklang zu bringen. Monate

lang hatte er vorzugsweise Kunstwerke betrachtet und seine Gedanken darüber zu Papier gebracht; jetzt verband er damit historische und philosophische Studien, ergänzte durch sie die Anschauungen und faßte ernster als irgend sonst den eigenen Lebenszweck in's Auge.

Was wollte, was sollte er? — Nach ernster Erwägung gab er sich die Antwort: das Leben eines Entsagenden mit fruchtbringender Thätigkeit ausfüllen; seine Kräfte in vollster Unabhängigkeit der Menschheit, dem Vaterlande weihen; — an dem großen Werke der Verständigung und Weltausgleichung mitarbeiten, das er als die eigenthümliche Aufgabe der Gegenwart und Zukunft erkannt hatte. Er besaß dazu den Willen, er hatte die Freude daran, und überdies uneingeschränkte Verfügung über sich selbst. Waren seine Einkünfte unzureichend, eine Familie zu gründen, so genügten sie doch, ihm seine Zeit für uneigennützige Pflichterfüllung freizulassen. Welche Macht war ihm

damit gegeben, wenn er sie nur benutzen wollte! Was konnte er ausgehen lassen aus dem schlichten Gemach, das er überall fand, wenn er gewissenhaft nach Wahrheit und Recht forschte, um die Ergebnisse auszusprechen ohne Rückhalt! — Das war seine Art, für die Welt zu arbeiten, und so wollte er der Forderung nachkommen, die der Freund im Vaterland an ihn gerichtet hatte. Nicht an eine unliebsame Pflicht wollte er sich ketten, nur um Selbstvergessenheit zu finden und Dienste zu thun, die jeder Andere eben so gut oder besser verrichten konnte, — die edelsten Kräfte des Geistes und Herzens wollte er anstrengen, um durch Schrift und, wo es sein mußte, durch Wort der Sprecher des Geistes zu werden, den er zum Herrscherthron der Zukunft berufen sah.

Er studirte, producirte und erfüllte sich mit Ideen, schrieb Einzelnes nieder, verglich und ordnete, bis sein Geist die Macht gewann, das Material wissenschaftlich organisiren zu können. Er fühlte:

es war nicht eine Macht, die er sich erarbeitet hatte, sondern die er vielmehr geschenkt erhielt. Es war ein Licht, ein Lichtquell in seinem Haupt, welcher sich zwanglos ergoß — ein freudiges Wollen und Können der schönen Gliederung. Wie viel hatte er in seinem Leben gedacht, erfahren und getrieben; wie manches hatte er darstellend ausgeführt! Aber stets war er dem einzelnen Gegenstand, mit dem er sich befaßte, hingegeben und er vergaß darüber der andern. Jetzt hatte sein Geist sich in eine Höhe gehoben, von der aus er alles Einzelne, was er früher durchdrungen, überschaute, und ihm die Zusammenbeziehung, der Bau des Ganzen ein so liebes Geschäft wurde, als ihm sonst die Hingabe an ein Thema war, das ihn leidenschaftlich angezogen hatte. Es war eine freudenreiche Vermählung des Geistes und des Stoffes, des Geistes und der Glieder, die sich in ihm vollzog. Seine Ideen über die Kunst und ihre höchsten Ideale verbanden sich mit seinen

Ideen über Gott und Welt, über die Entwicklung und Ziele des Menschengeschlechts, und namentlich diese stellten sich in begeisterndem Licht vor seine Seele. Er vertiefte sich in jenen großen Gedanken freier Einheit, der den gerechten und guten Menschen so nahe liegt. Denn eben sie erkennen und sagen sich: Jede Lebensrichtung, die sich Geltung verschafft hat, ist etwas für sich und hat etwas vor den andern voraus. Soll die eine nun der andern geopfert, soll sie von ihr niedergehalten, verzehrt werden? Nein! Sie sollen vielmehr alle sich erhöhen und erneuen und als erneute sich fügen und zu einem Ganzen zusammentreten, wo jede an dem gefundenen rechten Orte mit freier Liebe das Ganze und sich selbst im Ganzen will. Das ist das Ideal für alle Gebiete des Lebens! Und dieses Ideal zu verwirklichen, wie allmählig immer, in Kunst und Wissenschaft, in Staat und Gesellschaft, in der Culturwelt, — in der ganzen Menschheit, das wird die Arbeit der kommenden Jahr-

hunderte, Jahrtausende sein! Friede, Friede soll in die Welt kommen! Aber ein Friede, der nicht den Wettkampf, ja nicht den Kampf im Einzelnen ausschließt! Der männliche, gesunde, lebensvolle, schöpferische Friede! Der Friede, der eine Zeit bringen wird des Producirens und Gestaltens im größten Stil, — eine Zeit des Lichtes, das den Erdkeis erhellen soll! —

In der Stadt, wo die Jahrhunderte zweier Weltperioden zu ihm gesprochen, wo das Erhabenste und Schönste, was gottgeleitete Menschenkraft hervorgebracht, ihn aus der Zeitlichkeit hinweggenommen und in die Sphäre des Ewigen versetzt hatte — in Rom war es, wo er den letzten Trost für sein beraubtes Leben, die eigentlich wunderwirkende Arznei für das gekränkte Herz fand — in eigner Productivität und im Denken großer Wahrheiten! — Entweder, oder! Entweder dauert die Krankheit und schwächt den Geist und läßt ihn nicht zu sich selber, nicht zum Erweis seiner Kraft gelangen. Oder aber der Geist, von göttlichen

Mächten genährt, gekräftigt und beschwingt, erhebt sich über die Krankheit, lebt über ihr sein eigenes schaffendes, schaffensglückliches Leben, und das leidende Herz, von seiner Heilkraft durchdrungen, muß endlich ganz genesen.

Ganz! Wenn die andern Mittel beschwichtigen und in Vergessenheit tauchen, wenn sie entsagen und aus dem Leide Gewinn ziehen lehren, so existirt dieses doch immer fort, und in Stunden der Ermattung kann das Gefühl des verkümmerten Daseins wieder schmerzenerregend und niederdrückend hervortreten. Die schöpferische Thätigkeit heilt von Grund aus. Sie macht das Leid selber zum Gegenstand, verwandelt es und läßt es in verklärter Gestalt das neue Leben mitleben. Sie, das eigene Dasein zur Freude, zur Glorie erhöhend, bringt für das verlorene Glück und die gekränkte Ehre den positiven Ersatz, — den Ersatz nicht nur für den Geist, sondern in dem Geist selber, der sich gottähnlicher Macht erfreut.

Das Glück entbehren zu müssen an der Seite eines geliebten Weibes, an der Seite der einzig Einen, die das Herz gewählt, war für Hugo ein Gedanke, der ihn mit Wehmuth erfüllte, so oft er wiederkehrte. Aber sein Geist blieb nicht stehen bei der Vorstellung dieses Glücks. Er dachte sich die Geliebte als Mutter, er dachte sich holde Kinder, die gemeinsame Erziehung derselben und alle die heiligen Freuden des Hauses. Daß auch alles das ihm genommen sein, daß er einsam und frucht-los durch's Leben gehen und sein Stamm mit ihm erlöschen sollte, das fiel ihm noch schwerer und schmerzlicher auf die Seele. Ist die Familie nicht das Schönste, was wir in diesem Leben erlangen können? Die reichste Quelle edelster Genüsse — die vollste Abtragung des Dankes, den wir den schaffenden Mächten für das eigene Dasein schulden — und gleichwohl ein so allgemeines Glück, daß es nicht zu finden zu den Ausnahmen gehört? Und Du sollst es nicht finden! Du sollst zu den

Ausnahmen gehören! Zu den tiefer getroffenen Ausnahmen, weil Du fühlst, was Du verloren! Du sollst Dein Leben verfehnen, vertrauern, um endlich spurlos zu verschwinden! —

Gegen diese bittern Gedanken, die immer wieder erstehen können, hilft bei Menschen von der Art Hugo's nicht Zerstreuung, nicht momentane Verzückung, ja nicht gewollte Ergebung, — sondern allein die Thätigkeit, die sich in höchster Sphäre zu schaffen bewußt ist. Die Thätigkeit, welche Wahrheit und Schönheit in die Welt fördert, daß sie dauern in ihr! Die Thätigkeit, welche die Geister erleuchtet, die Herzen erfreut und bildet, so daß der Schaffende sich einen Antheil zusprechen kann an den von ihm Aufgeklärten und Geformten und er mit der Menschheit ebenso wie der natürliche Vater durch ein Band des Lebens verbunden ist!

Der productive Geist ist nicht einsam und geht nicht fruchtlos durch das Leben — nicht bloß empfangend und egoistisch genießend, was dem

Edeln unerträglich ist: er wuchert mit seinem Pfunde; er gewinnt in Freunden und Schülern eine Familie; er beglückt und ihn belohnen frohe, glückliche, liebende Gesichter; — ihm schafft der ununterbrochene Tausch des Gebens und Empfangens tiefste Befriedigung.

Das Reich der Ideen wurde Hugo's eigentliche Heimath. Er durchforschte den Kreis derselben, um diejenigen, durch welche die Welt und die jetzige Ordnung der Dinge sich erklärt, immer tiefer und lebendiger sich anzueignen. Welche Freude nun, wenn die Sachen, die stumm in Dunkelheit gelegen hatten, im Licht ihrer Ursachen erglänzten — wenn die goldenen Strahlen sie in ihren Farben erscheinen ließen und jeden Winkel freundlich aufhellten, so daß das Dunkel, welches übrig blieb, als gefordertes Element des Ganzen, selber erquicklich und lieb wurde! Die Unzahl der Dinge, die sich wechselseitig fremd geworden waren und sich widerspruchsvoll durch einander bewegten, zeigten dem Philo-

sophen, der ihre gemeinschaftlichen Ahnen erkannt hatte, ihre Verwandtschaft und wurden ihm so zu einer großen Familie. Eben indem er sie aus einem ewigen Grunde stammen sah, konnte er auch erkennen, wohin sie gelangen sollten, und der Welt, der Menschheit ihre höchsten Ziele weisen.

Von dem gewonnenen allgemeinen Ueberblick aus fertigte er mehrere Arbeiten, die, wenn sie für sich etwas waren, doch zugleich als Theile eines größern Ganzen erschienen. Ihm hob sich der Widerspruch auf, der zwischen Ideal und Wirklichkeit bestand, und vor seinem Geist erblühte die Harmonie der Kunst und des Lebens. — Was ist die Kunst? Erhöhung, Vollendung, Verklärung des Lebens. Der Künstler leistet für jetzt im Bilde, was im Lauf der Zeiten mehr und mehr und am Ende der Dinge allgemein in Wirklichkeit geschehen wird. Die Schönheit, zu welcher der Gehalt des Lebens im Kunstwerk sich verklärt, ist das Ziel aller Dinge, der Endzweck des Schöpfers. Und

wenn die Genien, die Er jetzt schon zur Darstellung des Vollkommenen im Bilde befähigt, uns einen Vorschmack des Himmels gewähren, so sollen sie uns damit nicht nur beglücken, sondern uns ein Muster vor Augen stellen und uns anfeuern, die wirkliche Welt und uns selber der Schönheit mehr und mehr entgegenzuführen. Können wir auf Erden damit nicht zur Vollendung gelangen, so müssen wir doch auf ihr anfangen und fortfahren und das Unsere thun, damit das Begonnene in andern Sphären zum Vollkommenen erhöht werde. Die Entwicklung der Menschheit auf Erden ist die Entwicklung zu einer Ordnung, die der wahren Schönheit näher und näher kommt. Diese Entwicklung zu fördern, ist die höchste Pflicht jedes Fähigen; und ihr wird, bewußter und lichtvoller als bisher, die Kunst selber sich widmen lernen.

Bei seinen Grundüberzeugungen war es dem in Fluß Gekommenen einerlei, ob er forschend oder producirend, wissenschaftlich oder poetisch thätig

war. Er folgte seinem innern Drange, trieb jede Arbeit mit Lust, und fand in jeder seine Befriedigung.

Und nun erschlossen ihm die großen Schöpfungen menschlicher Kunst in der ewigen Stadt erst ihren letzten tiefsten Sinn. Indem er ihnen selbständiger gegenüberstand und den Genien, die sie hervorgebracht hatten, verwandter, konnte er sie nicht nur schärfer beurtheilen, sondern auch liebevoller sich ihnen hingeben. Der Wechsel von seligen und öden Stimmungen, den er früher in sich zu beklagen hatte, wich in heiterer Vertiefung zusammenhängenden Genüssen.

Wenn er im stillen Gemache saß, am sonnigen Morgen oder dämmernden Abend, und die Bilder der Heimath vor seine Seele traten, — die Bilder des einzigen Glücks, das er dort erfahren, und Sie, die es ihm geschaffen hatte, — dann schaute er mit Empfindungen hin, die, wenn auch nicht ganz ohne Wehmuth, im Grunde doch heiter, und

lieb und wahrhaft süß waren. Seine Phantasie ging weiter — er sah sich mit ihr im Garten zu Ellerburg, oder im Dorf und auf traulichen Pfaden in der Nähe; das Leben, das er mit ihr gelebt hatte, erschien ihm wie ein Märchen und wirkte auf ihn auch wie ein Märchen, reizend und melancholisch zugleich. Er erblickte die Geliebte in ihrer höchsten Schönheit und Holdseligkeit, und freute sich innig darüber und empfand es als ein Lebensglück, daß er dieses Wunderbild in sich hatte aufnehmen dürfen. Ja, er sah sie als glückliche Braut, als Gattin und Mutter, — und sein Herz litt dabei nicht; nein, er freute sich ihrer Freude. War sie doch über Alles lieblich und schön darin! Lächelte sie doch selig in der Fülle des Glücks — und unschuldig in ihrer kindlichen Vergessenheit!

„Denke so groß," rief er sich zu, „sie des Glücks genießen zu lassen, das ein Anderer ihr bereitet! Gönn' ihr das Ihre, da man Dir das Deine gönnt! Wer kann für Neigung, für die Entscheidung des

Herzens? Das ihrige hat für Ihn entschieden! — Und es lebt sich am Ende leichter mit demjenigen, der das Leben selber leicht nimmt und den die Anschauung des Jenseits nicht immer wieder abzieht von der Sorge für das irdische Dasein!"

Die Bilder des Glücks, welche dem phantasievollen Geist sich darboten, waren für ihn auch ein Jenseits — Vorgänge, die zu ihm wie aus einer andern Welt herübersahen. Schön, aber fern; ätherfern wie die Sterne des Himmels, die so golden herniederfunkeln auf die Erde, und die man doch nicht begehrt, da es genügt, ihrer Pracht sich zu freuen.

Durch zusammenhängendes Denken, das ihm die Welt unterwarf, gefestigt und erhellt, betrachtete Hugo das Leben selber mit neuen Augen. Seine geistige Sehkraft war sowohl geschärft als erweitert; er konnte Alles, was ihm entgegentrat, ergreifen und für sich nützen. Und wie er nun dem Treiben des Volkes wieder größere Aufmerksamkeit wid-

mete, zog ihn die politische Bewegung ganz besonders an.

In dem alten Italien gährte es wieder; die Rufe nach Freiheit, nach Einheit ließen sich hören, und die rasch zu entflammenden Geister wollten nicht nur haben, was die vorgeschrittensten Völker schon besaßen, sondern mehr und Besseres. Wie sollte sich aber das Ideal der freien Einheit, welches unserm Philosophen sich dargestellt, in einem Lande verwirklichen, das zum Mittelpunkt den Kirchenstaat mit dem Papst hatte? Er sah, wenn die liberale Partei auch emporkam und von Worten zu Thaten schritt, nur Kämpfe und Erschütterungen voraus, die ein gedeihliches Ende nicht absehen ließen. Aber zu kämpfen und in Extremen sich zu bewegen, das war die Aufgabe der romanischen Völker! Sie sollten in stürmender Bewegung den Germanen einen Anstoß geben, den diese nöthig hatten, um sich zur Erfüllung ihrer eigenen höchsten Mission aufzumachen. Konnte die alte Roma,

konnte das System, das für lang entschwundene Zeiten aufgerichtet war, mit seinen gebieterischen Ansprüchen in die neue Zeit hineindauern? Unmöglich! Konnte aber in der Nation, welche durch dieses System Jahrhunderte lang geschult und im Zaum gehalten war, der Geist emporkommen, der die Bedingungen freier Einheit in sich trug? Der Geist, der jedem das Seine zu geben nicht nur den sittlichen Adel, sondern auch den unterscheidenden Verstand besaß? Der deutsche Denker konnte das nicht annehmen. Die Fähigkeit dazu hatten nur die germanischen Nationen, vor Allem die deutsche, welche durch Naturgaben, Erfahrung, allgemeine Cultur und speciell philosophische Bildung recht eigentlich berufen war, zu jenem Ideal hin die ersten positiven Schritte zu thun. Sie, nachdem sie der Entwicklung anderer Nationen in den letzten Jahrhunderten nachgefolgt war, sollte zu dem höchsten und letzten Ziel vor allen andern den Vorgang haben.

Was nun die Zeit auch bringen mochte in dem Wunderlande Italia, wo die Satzungen früherer Jahrhunderte mitten in Strömungen der jüngsten Doctrinen prunkend aufrecht standen, wo die keckste Negation auf den kindlichsten Glauben und Aberglauben stieß und die Vertreter der schärfsten Gegensätze bunt durch einander liefen — das Heil, das eine neue Weltzeit herbeiführen sollte, konnte diesmal nur von den Deutschen kommen. Die materiellen Voraussetzungen durch Angriff und Streit mochten andere Völker bieten, die geistige Arbeit der Organisation, der schöpferischen Durchführung im Laufe der Zeiten, konnte nur dem deutschen gelingen.

Indem er dies so recht bedachte und aller Tugenden der Nation sich wieder bewußt wurde, erwachte in ihm die Sehnsucht nach dem Vaterlande. Gegen zwei Jahre hatte er nun in dem Lande der Schönheit verweilt, an dem Zauberborn, der hier sprudelte, sich vollgesogen, Heilung gefunden

und neuen, dauerfähigen Lebensmuth gewonnen. Der Zweck, der ihn hierher geführt, war erreicht. Und wie er sich nun bei seinem Eintritt an der höchst anziehenden Besonderheit des italienischen Lebens ergötzt hatte, so erschienen ihm die Bilder der Heimath mit einem Mal überaus lockend und versprechend. Ihn verlangte aus der sonnigen italienischen Landschaft in den grünen deutschen Wald, aus dem Strom der theatralisch eleganten Südländer zu den derbern Gestalten und Naturen über den Bergen, von der Musik der fremden Laute hinweg zu dem kräftig trauten Klang der Muttersprache. — Mochten hier die Formen edler sein und dem Aug' unmittelbar imponirender erscheinen, dort waren die Menschen frischer, mannigfaltiger, tiefer, und aus den gröbern oder unregelmäßigen Zügen schaute der Humor eines complicirtern Wesens, einer reichern Begabung. Der Vorzug des Italieners in der äußern Erscheinung und an unmittelbarem Talent war unleugbar. Aber der Deutsche hatte

dermalen vor ihm nicht nur die markigere Kraft, sondern den gründlichern, umfassendern — überlegenen Geist voraus. Das erkannte unser Freund jetzt auf's Klarste. Und wenn sein schönheitgewohntes Auge zunächst verlor — dieses Volk der Deutschen, sein Volk mußte er wieder sehen!

Auch eine andere Sehnsucht erwachte in ihm, die ein schlichtes Volkslied am herzlichsten ausgedrückt hat. Er wollte in die Heimath — nicht um die Geliebte dort zu lieben und liebend zu begehren, sondern nur um zu sehen, wie es ihr gehe! —

Da er Heilung gesucht in möglichstem Vergessen, so hatte der aus Deutschland Abreisende dafür gesorgt, daß er für die dortigen Freunde gänzlich verschwand. Keiner von ihnen sollte erfahren, wo er sich aufhielt, und Keiner erlangte auch wirklich Kunde davon — mit Ausnahme des Geschäftsfreundes, der ihm die Anweisungen zuzusenden hatte. Da sich dieser aber nicht berufen

sehen konnte, ihm unverlangte Neuigkeiten zu schreiben, und der Wanderer selbst, wenn er in Italien zufällig auf Landsleute traf, jede Nachfrage vermied, so war ihm von den Schicksalen der Familie Ellerburg in der That nicht das Mindeste bekannt geworden. Er hatte sich dafür an den Bildern geweidet, die in seiner Seele erstanden waren, und mit der Entfernten in einer Märchenwelt verkehrt, welche seine Phantasie geschaffen hatte.

Die Geliebte — die es in einem eigenthümlichen Sinn auch im Besitz eines Andern noch blieb! — war aber auf der Erde, in bestimmtem, wirklichem Dasein, und hatte Geschicke, nicht wie die Einbildungskraft sie erfand, sondern wie Fügung und Natur sie ihr zutheilten. Und diese Geschicke des wirklichen Lebens und der wirklichen Verhältnisse kennen zu lernen, fühlte er nun plötzlich ein Verlangen, über das er selber erstaunte. — Er wollte sie sehen, ob auch wie ein Geist, selber

ungesehen; — er wollte das eine Gelüst noch befriedigen, die eine Prüfung, die er sich damit auferlegte, noch bestehen, dann aber, mit gänzlich befreiter Seele, an sein Tagewerk gehen und alle Kräfte des Geistes und Herzens dem Vaterlande, der Menschheit, dem erkannten Gotte widmen!

Er packte seinen Koffer und fügte zu seinen Habseligkeiten, nicht ohne ein Lächeln der Genugthuung, die fertigen Reisetagebücher und Manuscripte in Versen und in Prosa. Ein zierliches Heft steckte er in die Reisetasche. Es enthielt Gedichte, die meist in Ellerburg entstanden waren und sein Liebesleben von Anfang bis zu Ende poetisch darstellten. In den letzten Wochen hatte er sie wieder gelesen, verbessert und so zusammengestellt, wie es seinem Herzen entsprach. Die Versenkung in sie, wenn sie ihn auch traurig machte, war dennoch eine Lust für ihn und ließ ihn besondern Trost finden in dem Gedanken, daß das erfahrene Glück nicht nur in seiner Erinnerung,

sondern zugleich in Gebilden fortbestand, welche auch in andern fühlenden Herzen liebende Sympathie erregen konnten; — daß von Freud und Leid eine Frucht blieb, süß für ihn, süß für Alle, die des Mitgefühls fähig, der Mittheilung würdig waren!

Er gedachte sich in freien Stunden auf der Heimreise damit zu beschäftigen, sie wo möglich zu vermehren, und wollte sie daher immer zur Hand haben.

Nachdem er Alles besorgt und von den wenigen Bekannten, mit denen er Umgang gepflogen, Abschied genommen hatte, fuhr er aus der Stadt, die auch ihm historisch geworden war — die Deichsel dem Vaterlande zugewendet.

Drittes Capitel.

Unter schönen, sanften Empfindungen durchreiste Hugo das sommerlich klare Land. Da er es verlassen mußte, so erschien es ihm wieder lieblicher; aber die Heimath lockte zu mächtig, als daß in ihm ein Bedauern hätte aufkommen können. Er hatte eine Empfindung wie beim Abschied von einem Freunde, zu dem man sagen kann: „Wir haben viel mit einander erlebt, wir haben einander kennen gelernt, und hoffentlich sehen wir uns einmal wieder. Leb' wohl!"

Seine Hauptbeschäftigung auf dieser Heimfahrt, die er sich so bequem als möglich einrichtete, war

die Lectüre der Gedichte an Helene und die gelegentliche Vollendung derselben. Sonderbar mischten sich in ihm die Gefühle des Verlassenen mit denen des Autors, dem es gelungen war, einen Theil seines Lebens, und zwar trotz Allem den schönsten und poesievollsten Theil, in reinen Gebilden darzustellen. Die herrschende Empfindung war eine Lust und Leid verklärende, wobei er die Wahrheiten, die er in den Gedichten ausgesprochen hatte, reiner faßte, als im Moment der Darstellung. Er fühlte den Reiz des Lebens und die Fülle des Glücks, das dem Menschen darin vergönnt sein kann; aber zugleich tiefer als je das Flüchtige, Schwankende, Traumartige desselben. Gegen ihn hatte sich die Welt so ungewöhnlich karg bezeigt, daß sein Geist Alles allein thun mußte. Auch das Glück der Liebe und der Poesie, das er jetzt genoß, war einseitig; die Wirklichkeit, die er vom Ideal aus erreicht hatte, war ihres Lebens entkleidet und wieder Ideal geworden! Doch nein, das

hieß dem Geschick unrecht thun: die Wirklichkeit war Erinnerung; und das ist mehr, das ist das Ergebniß alles Lebens — es ist loderndes Leben selbst, wenn Geist und Herz es in sich anzufachen wissen. —

Es findet sich vielleicht ein ander Mal Gelegenheit, eine Auswahl der Gedichte mitzutheilen. Für jetzt begleiten wir den Autor.

Italien lag hinter ihm — er fuhr zwischen den Bergen dahin — und mit Freuden begrüßte er die ersten deutschen Gesichter, die ersten deutschen Laute. Aber gleichwohl reiste er auf dem nächsten Wege so schnell als möglich durch das Land der Alpen. Das *eine* Verlangen, das sein Herz wieder ergriffen hatte, war übermächtig geworden, — er eilte, ihm Genüge zu thun. —

In einer altedeln Stadt Süddeutschlands beschloß er einen Tag zu verweilen. Er hatte seinen Geschäftsfreund beauftragt, ihm hierher eine Sendung zu machen, und wollte außerdem einen Studien-

genossen besuchen, der seit Jahren in dem Ort angestellt war. Seine Augen weideten sich an den alten und neuen Gebäuden, die so gut mit einander in Harmonie gebracht waren, und seine Seele gab sich ganz der Heimlichkeit der Eindrücke hin.

Der erwartete Brief war noch nicht angekommen. Er suchte den Beamten auf. Dieser war nicht in der Stadt, auf mehrere Tage verreist, und er mußte auf das Wiedersehen verzichten. Dadurch wieder zum Gefühl seiner Einsamkeit gebracht, kehrte er etwas melancholisch in den Gasthof zurück. Als er in den Thorweg trat, hörte er aus dem Hof eine bekannte Stimme. Er sah hin — und erblickte den Oberförster. „Wildau!“ rief er fast erschreckt. Dieser wandte sich um, starrte ihn an, und ging ihm rasch entgegen.

Die Freunde umarmten sich auf's Herzlichste. Nach den ersten Grüßen, allgemeinen Fragen und Antworten, nahm Hugo den so unerwartet Gefundenen

auf sein Zimmer und bat ihn, wenn es ihm möglich sei, ihm den Abend zu widmen. Der Oberförster erklärte sich dazu bereit. Das Geschäft, das ihn hierher geführt, sei abgemacht und er reise erst morgen. Die Miene womit er dies sagte, war aber so ernst und der Blick seines Auges dabei so eigen, daß Hugo ihn mit seltsamen Gefühlen ansah.

Zunächst erkundigte er sich nach der Familie des Freundes. Das braunrothe Gesicht erhellte sich. Er theilte mit, daß ihm die Frau zu dem Erstgebornen ein gesundes hübsches Mädchen geschenkt habe. Hugo, seine Freude ausdrückend, schüttelte dem beglückten Vater die Hand und hörte noch die Antwort auf eine nähere Frage über Mutter und Kind. Dann entstand ein Schweigen. Der Heimkehrende, mit einem sonderbaren Lächeln, sagte endlich:

„Und unsere Freundin — Helene — was macht sie? — Ist sie glücklich?"

Wildau sah ihn an, und wiederholte mit einem Ton traurigen Befremdens:

„Glücklich!“

„Wie!“ rief Hugo; — „Behandelt der Graf sie nicht gut? — Wär's möglich —“

Jener schüttelte den Kopf. Aber als ob er für das, was er zu sagen hatte, nicht das Wort zu finden wüßte, schwieg er — und sah betreten für sich hin.

Das Herz des Liebenden klopfte.

„Sprechen Sie es aus, mein Freund!“ rief er entschlossen. „Ich muß es wissen, was es auch sei! — Geierstein —“

„Kann ihr nichts mehr zu Liebe und zu Leide thun,“ versetzte der Oberförster. „Er ist todt!“

„Und Helene Wittwe?“ rief Hugo rasch.

„Helene,“ erwiederte Jener, „ist was sie gewesen: Fräulein von Ellerburg.“

Hugo wechselte die Farbe.

„Geierstein ist also vor der Hochzeit gestorben?"

Wildau, nach einem Blick auf ihn, machte eine Bewegung wie Einer, der entschlossen ist, ohne Weiteres Alles zu sagen.

„Der Graf," entgegnete er mit Nachdruck, „ist vor der Hochzeit von Karl im Duell erschossen worden, weil er sich gegen die Unglückliche schmachvoll benommen hatte!"

„Ah!" rief Hugo auffahrend. „Dennoch, dennoch! — Ich hab' es geahnt, aber mein Gefühl unterdrückt, weil ich es für eine Geburt der Eifersucht hielt. — Geierstein ein Betrüger! — Geierstein ein Schurke! — Schreckliches Loos! — Aber wie hat sie's getragen? Wie lebt sie?"

Wildau faßte die Hand des Tieferregten, drückte sie mit einem Blick zärtlicher Freundschaft und sagte traurig:

„Mein lieber Freund, ich darf nicht dulden, daß Sie sich einer falschen Hoffnung hingeben. Erfahren Sie es gleich jetzt: Helene lebt nur noch,

um zu sterben. Nach der schrecklichen Katastrophe hat die Krankheit sie angefallen, der ihre Mutter erlegen ist, und trotz aller Sorge und Pflege Fortschritte gemacht, daß die Aerzte sie verloren geben."

Hugo war todtenbleich geworden, er athmete hörbar.

„Ist es möglich?" rief er mit ergreifendem Schmerz. „Keine Hoffnung mehr? — Nicht einmal Hoffnung?"

„Keine!" versetzte Wildau mit schmerzlichem Ernst.

Die Augen Hugo's füllten sich mit Thränen.

„Jammervoll! Jammervoll!" rief er aus. „Dieser Engel an Schönheit und Lieblichkeit! Diese Zierde des Menschengeschlechts! Das Holdseligste, was meine Augen je gesehen haben! — Kann es sein? Ist das Geschick — ist die Natur so grausam? Zerstört sie das Vollendetste, was ihr gelungen ist, so mitleidslos?"

Er stand einen Moment, indem seine Züge

bittern Schmerz ausdrückten. Dann richtete er sich auf und sagte zu Wildau:

„Erzählen Sie, Freund! — Sagen Sie mir Alles — Alles wie es war! Ich kann's tragen! Fürchten Sie nicht, daß Sie mir wehe thun, — im Gegentheil, ich habe einen wahren Hunger darnach; sättigen Sie mich!"

Wildau, nach einiger Ueberlegung, versetzte:

„Ich will Ihnen Alles erzählen — das ist auch das Beste für unsere armen Freunde — und ganz von vorn beginnen. — Sie hatten damals unser Haus kaum einen Tag verlassen, als Karl von Ellerburg bei uns eintraf. Er erkundigte sich nach Ihnen; und als ich ihm sagte, daß Sie im Sinn hätten, eine große Reise zu unternehmen, war er sichtbar froh. „„Jetzt wird Alles gut gehen!"" rief er. „„Helene macht eine ausgezeichnete Partie — und ich werde mich in den Stand gesetzt sehen, Deine Schwester früher heimzuführen, als es sonst möglich gewesen wäre."" —

Ich konnte mich über diese Aussicht nicht freuen. Es ist freilich wahr, daß im Leben schon Manches gut ausgefallen ist, wo man Unglück prophezeiht hatte; aber hier war mir's, als ob's nicht gut gehen könnte. Karl sah mir das an, suchte die Verbindung im besten Licht darzustellen, und sagte zuletzt: „„Was willst Du, Freund? Helene liebt den Grafen!““ — Als ich dazu ein bedenkliches Gesicht machte, fuhr er fort: „„Ist es denn noch nie vorgekommen, daß man den einen Mann hochschätzt und den andern liebt? — Helene hat recht gethan. Sie ist eine gute Tochter, eine gute Schwester, und sie wird glücklich sein.““ — Ich schwieg; denn was konnt' ich erwiedern?“

„In den ersten Wochen nach der Verlobung sah es wirklich aus, als ob diese Prophezeihung Recht behielte. Man lebte sehr fröhlich in Ellerburg. Karl hatte mir gesagt, daß er seine Angelegenheit erst zu betreiben gedächte, wenn Helene verheirathet wäre; und diese scheute sich vielleicht

vor mir wegen meiner Freundschaft zu Ihnen, kurz ich wurde nicht in's Schloß geladen. Einmal sah ich aber die Familie zufällig mit dem Grafen. Dieser hatte eine Jagd auf seinem Gute veranstaltet und die Damen von Ellerburg abgeholt. Er ritt dem Wagen, in welchem sie fuhren, zur Seite, als ich eben aus dem Walde, rechter Hand von Ellerburg, auf die Straße trat. Helene fiel mir auf. Sie hatte mehr Farbe als sonst und ein stolzeres, heroischeres Aussehen. Es stand ihr auch das gut, und Mancher hätte sie vielleicht so grade am schönsten gefunden. Mir gefiel sie aber weniger, als ehemals in Ellerburg. Wie sie mich erkannte, wurde sie blutroth. Ich grüßte, und sie dankte in sichtlicher Aufregung. Da dacht ich bei mir: wenn diese auch ihren Bräutigam liebt, so fühlt sie doch, daß sie gegen meinen Freund unrecht gehandelt hat!"

„Armes Mädchen!" rief Hugo. „Um dessentwillen hätte sie können glücklich sein!"

„Ein paar Monate, kann man sagen, war sie es. Das ging wenigstens aus den Erzählungen hervor, die gelegentlich an uns kamen. Sie erhielt Gratulationsbesuche von den angesehensten Personen der Umgegend, und es wurde viel gesagt, wie blendend schön sie sei in ihrer Freude, wie ausgezeichnet sie sich benehme und welch' glänzendes Loos ihrer warte. — Sie wissen ja, die Menschen vergessen nichts leichter als das Unrecht, das Jemand begangen hat, wenn er trotzdem im Glück ist!"

Hugo zuckte die Achsel.

„Sie finden das Glück natürlich," erwiederte er, „das sie mit Augen sehen. Kommt aber das Unglück, dann finden sie das auch wieder natürlich!"

„Allerdings!" versetzte Wildau mit Ernst. „Unsere Leute," fuhr er fort, „wurden übrigens schon vorher bedenklich. Man begreift einen Brautstand von einigen Monaten, auch wenn der Trauung nichts entgegenzustehen scheint. Man muß sich einrichten, es gibt Familienrücksichten, die nicht

bekannt geworden sind, und was nicht sonst Alles! — Wie nun aber der Winter kam, ohne daß der Graf Hochzeit machte, da begann man sich zu wundern. Und wie er vorüberging, ohne daß man etwas davon hörte, da verzweifelte man daran. Man wollte wissen, daß Helene im Stillen weine, der Graf kaltsinnig geworden sei und nur darauf denke, wie er das Verhältniß wieder lösen könne."

„Die Wahrheit hab' ich von Karl erfahren. Es war nämlich so: Graf Geierstein, verschuldeter als man wußte, hatte den Baron für wohlhabender gehalten als er war, und Frau von Rabeneck hatte ihn absichtlich in der Täuschung erhalten. Als er einmal von Karl die Wahrheit vernahm, war er im ersten Moment sehr betroffen und verstimmt, faßte sich aber wieder und behandelte die Sache als gleichgiltig. Karl, der natürlich öfter mit ihm zusammenkam, behauptet nun, daß er erst von da an auf unehrenhafte Gedanken gerathen sei. Wäre sein Vermögen weniger zerrüttet gewesen oder hätte

Helene eine Mitgift erhalten, wie er sie brauchte, so würde er sie geheirathet und eine Ehe geführt haben, wie so Mancher sie geführt hat. Denn er liebte sie leidenschaftlich und wurde mit der Zeit nichts weniger als kaltsinnig, seine Leidenschaft nahm vielmehr zu und senkte sich in sein Wesen nur um so tiefer. Er sah das Mädchen zuweilen mit Augen an, in denen eine verzehrende Glut loderte, und wenn sie zu ihm trat, bebte er und gerieth in Verwirrung, er, der Weltgewandte! Er war förmlich bezaubert, — und eben damit fing ihn der böse Feind. Die Unmöglichkeit, mit einer Frau ohne Vermögen sein bisheriges Leben fortzuführen, erkannte er klar. Da er sich der nöthigen Einschränkung unfähig wußte, sah er es zum Bankerott kommen, und er beschloß nun, im Stillen sich nach einer reichen Partie umzusehen. Bei einem Besuch in der Residenz hatte er Frau von Rothenberg kennen gelernt und ihrer Tochter gelegentlich Artigkeiten gesagt, die man wohl aufge-

nommen. Er erinnerte sich ihrer und beauftragte einen entfernten Verwandten, einen pensionirten Officier, der Mutter einstweilen beizubringen: er sei von den Ellerburgs getäuscht worden, über die Unredlichkeit ihres Verfahrens empört, warte nur auf eine Gelegenheit, mit ihnen zu brechen, und würde sich glücklich schätzen, mit einer Familie sich verbinden zu können, die der seinen an Rang und Reichthum gleichkomme und, wie sie, an den Grundsätzen der Ehre halte! Die Rothenberg — ich erzähle Ihnen natürlich, was wir erst später erfahren haben! — seit dem Korb, den sie von Karl erhalten, gegen die ganze Familie gereizt, nahm den Antrag nicht mit der Indignation auf, die sie vielleicht sonst gezeigt hätte, ließ sich von dem Unterhändler begütigen und versprach zu warten. Der Gedanke, die erfahrene Kränkung den Ellerburgs zurückgeben und über sie triumphiren zu können, scheint auch der sonst gutmüthigen Frau süß gewesen zu sein. Der magisch angezogene,

von seiner Leidenschaft gestachelte Graf konnte sich aber nicht entschließen, das Verhältniß mit Helene aufzulösen. Er gestand der Gräfin Rabeneck zum Theil ein, wie seine Güter belastet seien, zeigte ihr die Nothwendigkeit, eines oder zwei davon mit Vortheil zu verkaufen, und erwirkte sich damit wiederholtes Hinausschieben der Hochzeit. Obwohl der Baron endlich den Kopf schüttelte und in Helene bange Ahnungen aufstiegen, lebte man so dahin und wartete mit Ergebung. Endlich kam aber ein Tag, der der Ungewißheit ein schreckliches Ende machte."

„Die Staatsräthin, die Sie kennen, hatte ihr sechzigstes Jahr erreicht. Geierstein, der ihr Dank schuldig war und sonst Ursache hatte, sie bei gutem Willen zu erhalten, ordnete für den Tag ein Fest an und lud die Ellerburgs mit wenigen, ihm besonders nahestehenden Familien dazu. Es war im Juni, der Tag wunderschön, — so ein Tag, wo man alle Sorgen vergißt und wieder ohne

Einschränkung an Glück und an die Freude des Lebens glaubt. Man soupirte in einem schön decorirten Saale, der auf der Gartenseite gelegen war, die Herren tranken auserlesene Weine, und unter allgemeiner Fröhlichkeit wurden auch die Damen bewogen, dem Champagner etwas herzhafter zuzusprechen. Man brachte Toaste aus und sagte sich die schönsten Artigkeiten. Trotz der Staatsräthin wurde der Hauptgegenstand der Huldigungen zuletzt doch Helene, und der Graf benahm sich gegen sie mit einer eifer- und achtungsvollen Zärtlichkeit, die Alle für ihn einnahm und den frühern Glauben bei Allen wieder herstellte."

„Helene fühlte sich endlich heiß und sprach den Wunsch aus, einen Gang in den Garten zu machen. Der Graf erhob sich, bot ihr den Arm, entschuldigte sich mit Anmuth gegen die übrigen Gäste, und führte sie hinaus."

„Daß ein erklärter Bräutigam mit seiner Braut, welche Luft schöpfen zu müssen glaubt, im

Mondschein lustwandelt, ist nicht besonders auffällig. Jedenfalls nahm die Gesellschaft, die der Graf geladen hatte, daran keinen Anstoß, und nur ein paar ältere Damen lächelten schlau für sich, als das Paar den Saal verließ."

„Ich will mich nicht mit den Liebesbezeigungen aufhalten, welche die Verlobten mit einander tauschten, obwohl mir Karl, dem Helene gebeichtet hatte, zur Erklärung dessen, was nun folgte, genauen Bericht erstattete. — Was das war," setzte der Erzähler hinzu, indem er Hugo ansah, „ahnen Sie vielleicht!"

Hugo, dem sich unwillkürlich die Rechte geballt hatte, rief mit bitterm Verziehen des Mundes:

„Allerdings, mein Bester! — Aber fahren Sie fort! Wir wollen sehen!"

„Ich glaube durchaus nicht," begann Jener, „daß der Graf, was er auszuführen unternahm, von Anfang an beabsichtigt hatte; denn das wäre bei der von ihm so gut wie beschlossenen Untreue

gradezu teuflisch gewesen. Er ließ sich den Gedanken von der Gelegenheit eingeben und sich reizen, diese zu mißbrauchen; — ist auch das schon niederträchtig genug."

„Das mein' ich!" rief Hugo mit Hohn.

„Der freche Hochmuth," fuhr Wildau fort, „den er im Umgang so gut zu verbergen gewußt hatte, fand bei der Exaltation seiner Sinne in ihm keinen Widerspruch der Ehre mehr — die Hölle lockte und drängte ihn — und er folgte —!"

„Erzählen Sie!" rief Hugo.

„Um gegenüber einem Mädchen wie Helene auch nur den Gedanken begreiflich zu finden, müssen wir noch etwas im Auge behalten. Ein Mahl, wie man es hier eingenommen, und eine Conversation, wie man sie geführt hatte, bleiben auf Niemand ohne Wirkung. In der Fröhlichkeit des Herzens können auch Frauen muthwillige Reden, welche die Männer sich gestatten, leichter nehmen und zu Scherzen lächeln, die sonst ihre Rüge auf

sich gezogen hätten. Die Strenge weicht zurück, die Freude, die in der Seele lebt, scheint allein Recht zu haben, — das Genußverheißende und Reizende glänzt im Lichte des Erlaubten, und dieses Gefühl drückt sich in den Gesichtszügen aus. Wie nahe liegt es nun einem Geierstein, durch die glückliche Miene der Verlobten an irgend ein leichtfertiges Geschöpf erinnert zu werden, deren Wünsche früher den seinen entgegengekommen waren, und etwas Aehnliches auch im Herzen der Edeln vorauszusetzen?"

„Gut, gut," rief Hugo; „aber weiter!"

„Das Paar, indem es in der Aufregung des Weines und des Festvergnügens durch die Baumgänge spazierte, vergaß unter Liebesreden und Zärtlichkeiten der Gesellschaft gänzlich. Man war endlich in die Nähe eines eingerichteten Gartenhauses gekommen, und da Helene sich müde fühlte und die Luft kühler geworden war, trat man in dasselbe ein, um sich zum Rückgang auszuruhen. Beide

ließen sich auf den Sitz des Gemachs nieder, das der Schein des Mondes erhellte. Kaum war das geschehen, als der Graf sie umschloß und leidenschaftliche Betheuerungen und Bitten stammelte."

„Das Mädchen erschrak — und war mit einem Mal zur Besinnung gebracht. Aber das Unterfangen des Mannes konnte immer noch aus unwiderstehlichem Liebesverlangen erklärt werden; — die Braut wehrte also nur bang und bittend ab. Jener mißverstand sie; er nahm den Ernst der geängsteten Seele für Schein, für Heuchelei; der fortgesetzte Widerstand reizte, erbitterte ihn — er riß sie an sich und suchte ihr Gewalt anzuthun."

„Helene, bei der ersten Bewegung, die sie als unsägliche Mißhandlung empfinden mußte, wurde nicht nur über seine Absicht erleuchtet, sondern über seine Gesinnung und seinen Charakter überhaupt. Sie erkannte mit einem Male den schandbaren Egoismus, der in ihr nur einen verächtlichen Gegenstand erblickte — und das rettete sie. Später hat sie mit heißen Thrä-

nen Gott dafür gedankt; denn wenn der Verführer seine Absicht erreicht hätte, sie würde sich ermordet haben!“

Hugo, erschüttert, nickte, indem ein Strahl des Beifalls aus seinem Auge ging.

„Mit der tiefsten Entrüstung gewaffnet, widersetzte sie sich und glaubte durch den Zuruf, den das beleidigte Ehrgefühl ihr eingab, den Frechen lähmen zu können. Aber dieser hatte nur seinen Triumph im Auge, war für das Wort der Indignation taub und wollte die Beleidigte zur Mitschuldigen machen. Dadurch verdoppelte sich die Wuth des unendlich gekränkten Weibes, und an ihr brach die Kraft des Mannes. Sie riß sich von ihm los und schrie mit einem Jammerton um Hilfe, daß er innehielt und sie entsetzt ansah. Die Rufe wurden nicht gehört; aber der Verbrecher fürchtete, daß sie gehört werden könnten — er dachte sich die Schmach, die ihm drohte, und bat nun, flehte, entschuldigte sich mit seiner unwiderstehlichen Leidenschaft, dem sinnverwirrenden Zauber,

den sie auf ihn geübt, und was dergleichen mehr ist, indem er die Empörte auf jede Weise zu begütigen suchte. Aber Helene, mit unendlicher Verachtung, rief: „„Gehen Sie! Machen Sie sich nicht noch verächtlicher durch Feigheit und Lüge! Sie sind ein Teufel! — Gehen Sie im Moment,““ setzte sie hinzu, „„oder ich trete vor die Gesellschaft wie ich bin, und erzähle Ihre Infamie! — Bei Gott dem Allmächtigen,““ rief sie mit erhöhter Stimme, „„ich thu's, wenn Sie sich nicht augenblicklich entfernen!““

„Der Graf ging. Helene ordnete ihren Kopfputz und ihr Gewand so gut es ging, und kehrte in den Saal zurück.“

„Hier war das lange Ausbleiben der Beiden trotz der Unterhaltung, die sich wieder entsponnen hatte, endlich doch aufgefallen. Die Unbetheiligten lächelten und zischelten sich in die Ohren. Der Baron wurde unruhig, saß verlegen, und sogar die Gräfin machte eine sehr bedenkliche Miene.

Sie wissen, im Leben gibt es Momente, wo man eine Ahnung von dem Unglück hat, das Einem droht; und bei dem Vater war ein solches Gefühl jetzt gewiß natürlich. Das Mißtrauen, das sich schon früher in ihm gemeldet hatte, kehrte verstärkt wieder — eine Möglichkeit, die der Wirklichkeit sehr nahe kam, stellte sich vor seine Seele — und als Helene hereintrat, — mit Fassung zwar, aber doch mit einem Nachglanz der tiefsten Entrüstung in ihrem Gesicht, auf ihn zuging und ihn mit einem schmerzlich heroischen Blick ansah, da war er derjenige, der sich am wenigsten über sie wunderte. „„Vater,““ sagte das Mädchen, indem sie ihn bei der Hand faßte, „„laß einspannen. Das Fest ist zu Ende. Dem Festgeber ist unwohl geworden, und er hat sich zur Ruhe begeben.““

„Niemand täuschte sich über den Sinn dieser Worte, obwohl, durch ein sonderbares Zusammentreffen, der Kammerdiener des Grafen erschien und der Gesellschaft, unter Entschuldigungen von Seiten

seines Herrn, dasselbe meldete. Man sah, daß zwischen den Verlobten eine Scene stattgefunden hatte, rieth der Wahrheit ziemlich nah und rüstete sich mit vielsagenden Mienen zum Aufbruch."

„In kurzer Zeit war das Schloß von den Gästen verlassen, und der Graf konnte ungestört über die doppelte Schmach des mißlungenen Verbrechens nachdenken."

„Der Baron, den die Erzählung seiner Tochter in Verzweiflung stürzte, rief Karl, der sich bei seinem Regimente befand, nach Ellerburg, und dieser erschien in kürzester Zeit. Der genaue Bericht machte ihn beben, und zum ersten Mal schreckte ihn der Gedanke, daß Geierstein hinter dem ritterlichen Aeußern die schwarze Seele eines rücksichtslosen Egoisten verborgen haben könnte. Man hielt einen Familienrath für nöthig, sah aber, daß Helene nicht dazugezogen werden dürfe. Die Arme vergoß Ströme von Thränen. Sie fühlte ihre Schmach im Lichte der Ueberlegung nur um

so tiefer, sah darin die gerechte Strafe für ihre verkehrte Neigung und ihre Blindheit — für das Leid, das sie Ihnen angethan, und wurde nicht müde, dies mit leidenschaftlicher Selbstpeinigung gegen die Ihrigen auszusprechen. „„O,““ rief sie, „„welcher entsetzliche Schimpf ist mir widerfahren! Mich zu seiner Dirne machen wollen! Mich!““ Und ein Thränenguß hemmte ihre Rede. Dann fuhr sie schneidend fort: „„So mußt' es aber gehen! Ich habe den besten Mann verlassen, um mich dem schlechtesten in die Arme zu werfen — ich hab' alle Folgen verdient und bin noch nicht einmal genug gestraft. Es muß noch besser kommen; und es wird schon kommen!““ Sie sagte das mit einer Bitterkeit, die dem Bruder in die Seele schnitt. Wenn sie den Schimpf auf's Quälendste empfand, so war sie doch nur trostlos wegen des Unrechts, das sie sich vorwarf — und ich darf Ihnen wohl sagen, lieber Freund, größer vorwarf, als es war! — Hätten Sie den Schmerz gesehen,

den ich später selbst noch mit Augen schaute — die unendliche Reue, die sie niederdrückte, die grenzenlose Selbstverachtung, die sich in der Miene des leidenschaftlichen Wesens aussprach — Sie würden ihr verzeihen!"

„Oh," rief Hugo mit Thränen in den Augen, „still davon! — still!" — Er ging heftig bewegt auf und ab. Dann stellte er sich vor Wildau und sagte düster: „Fahren Sie fort!"

„Bei der Berathung, die ohne Helene gepflogen wurde, suchte Karl den Grafen nicht zu entschuldigen, aber seine Handlungsweise doch aus den am wenigsten unehrenhaften Gründen zu erklären. Da er seine Absicht, mit der Schwester zu brechen, noch nicht kannte, so lag dies auch nahe. Er wies auf die Verwöhntheit des Grafen hin, auf sein leidenschaftliches Temperament, auf die sinnlich erhöhte Stimmung, in die Wein und Fröhlichkeit ihn versetzt hatten, und suchte sein Vergehen ganz auf Rechnung einer übermächtig gewordenen Wal-

lung zu bringen. „„Seien wir offen!““ sagte er. „„In gewissen Momenten, wenn die Sinne über den betäubten Geist Herr werden, sind wir eben Thiere! Wir Andern auch — der Graf ist nicht der Einzige. Das Attentat auf die Ehre meiner Schwester ist eine Beleidigung, — eine grobe, ich fühle das so gut wie Ihr; wir müssen sie aber doch verzeihen, wenn er sie bereuen und wieder gut machen will. Benutzen wir die Gelegenheit, um die Verbindung zu beschleunigen. Die Einwendungen des Grafen können jetzt nicht mehr gelten. Ist sein Vermögen geringer als wir dachten, so muß er sich eben einschränken. Er muß sich nach der Decke strecken, wie Andere auch! Ich gehe, wenn ihr damit einverstanden seid, heute noch zu ihm. Seine Verirrung halt' ich ihm streng vor, und dictir' ihm die Bedingungen. Er muß Helene um Verzeihung bitten und ihre Verzeihung erlangen. Er muß alle Reue — alle Ehrerbietung beweisen, die sie besänftigen kann, und sie dann

sogleich zur Trauung führen. Helene muß sich fügen. Natürlich wünscht sie sich auch nichts Besseres, trotz aller Lamentationen, die ich übrigens vollkommen billige. Nur die Ehe löscht den Schimpf aus, der ihr widerfahren ist, und bringt die bösen Zungen, die schon geschäftig sind, zum Schweigen. Eine Widersetzlichkeit von ihrer Seite ist unmöglich.""

„So räsonnirte der Bruder. Die Gräfin stimmte seinen Vorschlägen bei, wieder mit Hoffnung; der Baron mit einer Ergebung, die nichts mehr zu glauben wagte. Der Muth des alten Herrn war gebrochen; und wie ich Ihnen wohl sagen kann, an seiner tiefen Niedergeschlagenheit hatte das Gefühl seines Unrechts gegen Sie nicht den geringern Antheil!"

„Karl ritt zu Geierstein. Dieser ließ ihn eine Zeit lang warten, ehe er ihn empfing, und entschuldigte sich dann, indem er seine Verlegenheit durch weltmännische Ruhe zu decken suchte, mit einem Kopfweh, das ihn seit mehreren Tagen plage

und ihn ganz verwirrt mache. Der Bruder sah in diesen Worten ein Bewußtsein der Schuld und ging unmittelbar zur Sache über. Er rügte das Benehmen des Grafen mit Energie, hörte seine Entschuldigungen, obwohl sie auf seine eigene Ansicht der Sache hinausliefen, mit vorwurfsvoller Miene und stellte dann seine Forderungen. Jener sah ihn an, und das Blut stieg ihm in's Gesicht. Er bezwang sich aber und sagte:

„Mein Lieber, ich werde Ihre Schwester um Verzeihung bitten, das versteht sich von selbst. Was aber die Heirath betrifft, so bestehen die Gründe, die mich bewogen haben, sie hinauszuschieben, noch immer!"

„Diese Gründe," erwiederte der Bruder, „haben jetzt kein Gewicht mehr! Sie fallen zu Boden vor der Nothwendigkeit, die Ehre meiner Schwester wieder herzustellen!"

Der Graf machte eine Pantomime des Bedauerns.

„Sie müssen Opfer bringen!“ fuhr Karl fort. „Ihrer Neigung einigen Zwang anthun und minder kostspielig leben —“

„Mit einer Frau?“ warf Jener ein.

„Mit einer Frau, wie es meine Schwester ist, ja. Helene verachtet den Prunk!“

Geierstein zuckte die Achsel. Dann sagte er:

„Den Prunk — es sei! Aber auch das Wohlsein? Den einfachen Anstand?“

„Sie sind nicht bei Troste, Graf,“ entgegnete Karl unmuthsvoll. „Was wollen Sie? Handelt sich's etwa darum?“

„Allerdings, mein lieber Baron, handelt sich's darum,“ versetzte Jener. „Sie kennen das Derangement nicht, in das ich gerathen bin; — hab' ich's doch selber erst erfahren, als ich zu rechnen anfing! — Das neue Babel hat enorme Summen verschluckt; von meinen Gütern gehört mir nicht mehr der zehnte Theil!“

„Unmöglich," rief Karl erschreckt. — „Das ist ein Märchen!" setzte er hinzu.

„Ich will Ihnen die Papiere vorlegen," erwiederte der Graf mit Ruhe.

Der Bruder zitterte vor Aufregung, und Verzweiflung befiel ihn. Jener fuhr fort:

„Als ich um die Hand Ihrer Schwester warb, kannte ich diesen Stand der Dinge noch nicht; — und dann hatte ich auch auf eine Mitgift gerechnet, die, wie sich jetzt zeigt, nicht gereicht werden kann!"

Karl, wie er später gestand, fühlte in diesem Moment den brennendsten Stich der Reue über den von ihm begangenen Mißgriff, den er zum ersten Mal als ein unentschuldbares Unrecht erkannte. Aber das ging wie ein Blitz vorüber, und er entgegnete dem Grafen:

„Wir haben uns Alle geirrt, wie sich zeigt; aber das ist jetzt einerlei. Wie es mit Ihnen stehen mag, Graf Geierstein, — Sie müssen Hochzeit machen, und zwar in kürzester Zeit! — Sie

müssen!" setzte er mit ergrimmtem Nachdruck hinzu.

Der Graf maß ihn mit funkelnden Augen. Aber er faßte sich wieder und sagte:

„Es geht nicht, Baron Ellerburg."

„Es muß gehen," rief Karl. „Ich fordr' es im Namen meiner Schwester!"

„Und ich," entgegnete der Graf entschlossen, „verweigr' es im Namen der Vernunft!"

Karl sah ihn an; und daß nun der schlimmste Argwohn in ihm sich erhob, war nicht zu verwundern. Bebend vor Zorn rief er:

„Graf, das sieht nicht aus wie eine Vertagung der Hochzeit, sondern wie ein Bruch mit der Braut!"

„Und wenn es das wäre?" erwiederte Jener.

„Dann wären Sie ein Schurke!" versetzte Karl gelassen.

Geierstein fuhr auf, machte einen Schritt gegen ihn, hielt aber inne und sagte mit allem Stolz, dessen er fähig war:

„Mein lieber Baron, Sie sollten besonnener schließen! Ich bin ein gefährlicher Gegner, wenn meine Rache gereizt ist; und einen Mann, dem ich wohl will, warn' ich vor mir!"

„Gut," erwiederte Karl. „Ich will besonnen sein, und zu diesem Ende vor Allem sehen, wie die Sache steht. — Sie wollen also die Verlobung mit meiner Schwester rückgängig machen?"

„In ihrem eigensten Interesse," versetzte der Graf, — „was hier keine Phrase ist! Ich habe nicht gelernt, bettelhaft zu leben; und ich lern's auch nicht mehr. Wenn ich am Hungertuch nage, bin ich ein schlechter Ehemann, wie ich Ihnen ehrlich bekennen will; und es ist nur eine Rücksicht, die ich Ihrer Schwester beweise, wenn ich sie jetzt mit mir verschone! — Was mich betrifft, ich hab' ein Recht, zurückzutreten! Ihre Tante ist mir als Unterhändlerin Ihrer Familie entgegengekommen und hat mich in eine Falle gelockt, indem sie mich

über das Vermögen Ihres Vaters täuschte, oder um es grade heraus zu sagen, belog!"

„Graf Geierstein," erwiederte hierauf Karl, „wenn ich Sie einen Teufel nennen würde, so wäre das zu viel Ehre für Sie. Sie sind ein Hundsfott! — Ich gehe nach Ellerburg, und erwarte dort Ihre Antwort."

„Schön," rief der Graf mit beleidigendem Hohnlächeln. „Auf Wiedersehen!" —

„Der Bruder kehrte nach Hause. Sein tief düsteres Gesicht ließ die Beiden, die ihn erwarteten, das Ergebniß der Unterredung ahnen. Als er den Bericht erstattete, knickte der Vater zusammen; Schmerz, Wuth und Scham verzerrten das Gesicht der Gräfin. Diese mußte nun glauben, was sie immer in Abrede gestellt hatte, und sich einer grauenhaften Widerlegung beugen."

„Nach und nach sammelte sie sich doch wieder. Sie meinte, Karl hätte den Grafen zu scharf angelassen, den stolzen Mann verletzt und zur Wuth

gereizt. Sie sprach die Erwartung aus, daß der Welterfahrene bei ruhiger fließendem Blut sich doch besinnen und einen Vorschlag machen werde, auf den eine Versöhnung möglich wäre. Allein ein Schreiben, das aus der Residenz von einem Kameraden an Karl eintraf, machte auch dieser letzten Hoffnung ein Ende. Es meldete nichts Geringeres als die Bewerbung des Grafen um die Hand Lilly's von Rothenberg."

„Karl wurde nun ganz und gar wüthend, fühlte aber eine Art Wollust, die Rache in seiner Hand zu haben. „„Diese letzte Schändlichkeit,"" rief er fast triumphirend, „„wollen wir verhindern! Ich schieß' ihn nieder wie einen Hund, so wahr ein Gott im Himmel lebt!"" — Und mit schauerlicher Ruhe setzte er hinzu: „„Es ist beschlossen!""

„Zwei Tage darauf ging das Duell vor sich. Ich secundirte Karl. Der Abstand war zehn Schritte, und die Gegner schossen auf Commando. Karl hielt sein Wort: Der Graf stürzte tödtlich

verwundet zusammen und lebte nur noch wenige Tage. Der Rächer seiner Schwester erhielt aber selbst einen Schuß in den rechten Arm; dieser mußte ihm abgenommen werden, und er ist gegenwärtig — Invalide!"

„Um Gotteswillen!" rief Hugo bei dieser neuen Unglücksmeldung. „Also auch Karl —"

Wildau zuckte traurig die Achsel.

„Grausames Geschick!" fuhr Jener fort! „Wenn es einmal im Gang ist, schont es Niemanden!"

„Am schrecklichsten," versetzte Wildau, „traf es das arme Mädchen. Bei der Nachricht von dem Ausgang des Duells fiel sie wie todt nieder. Sie wurde zu Bett gebracht; aber nun entlud sich das Unheil in ihrer Brust. Sie brach Blut; — und wenn die Ihrigen hofften, wenn sie selbst wieder hoffte — sie geht dem Grabe zu."

Hugo, von unendlicher Trauer bezwungen, warf sich dem Freund um den Hals und weinte laut. Dann, sich wieder aufrichtend, rief er:

„O Menschenleben! O Elend dieses Daseins! — Eine Blume, kaum dem Licht erschlossen! Sich sehnend, glücklich zu sein und glücklich zu machen — und geknickt am Morgen ihres Tages! — Ein Gebäude der Wohlfahrt, in dem man so freudenreich zu wohnen gedachte, mit einem Male jammervoll zusammengestürzt! — — Und der Baron? Und die Frau, die das Unglück durch ihre Rathschläge herbeigeführt hat?"

„Der Frau von Rabeneck," entgegnete Wildau, „ist die Nemesis nichts schuldig geblieben. Sie litt in der Familie, die sie nach Verheißung der höchsten Glorie in Jammer und Schmach gestürzt hatte, Höllenpein. Ihr Gesicht, hager, todtenbleich, drückte ein Qualgefühl der Scham und stillen Verzweiflung aus, daß ich selber mich bei ihrem Anblick eines tiefen Bedauerns nicht erwehren konnte. Ihr Stolz war gebrochen, ihr Glaube an ihre Art von Klugheit zerstört, und da sie keinen andern Halt hatte, so war sie Nichts mehr. — Man fand

sie eines Morgens todt im Bette: ein Herzschlag hatte sich ihrer erbarmt!“

Hugo machte eine Bewegung mit den Armen, als ob er sagen wollte: in Gottes Namen! —

„Aber der alte, schwache, gutmüthige Vater?“ rief er dann. „Mit Schmerzen denk' ich an ihn! Das Unglück muß ihm fürchterlich zu Herzen gegangen sein!“

„Allerdings,“ versetzte der Freund. „Aber es hat seinen Geist auch abgestumpft. Er lebt jetzt nur wie ein Träumender, und geht wie ein Kind in Ellerburg umher.“

Hugo, nach einem Blick des Verständnisses, nickte. —

„Also die ganze Familie vernichtet!“ rief er. „Ein Haus, wie dieses, dem Untergang geweiht — unrettbar verloren!“

Wildau sah ihn an, und ein Blick des Trostes ging aus dem treuen Auge.

„Das hoff' ich doch nicht,“ versetzte er mit

herzlichem Ton. „Karl, wenn auch mit künstlichem Arm, ist gesund und wohl — und seit drei Wochen mit meiner Schwester vermählt!"

„Ah!" rief Hugo mit einem frohen Aufblick. „Ein Lichtstrahl! — — Wie wurde das möglich?"

„Durch ein Legat," erwiederte Jener, „welches ein Bruder meines verstorbenen Vaters uns Beiden in seinem Testament ausgesetzt hatte. Da ich von meinem Gehalt leben kann," fügte er mit der unsichern Stimme einer gewissen Scham, dies gestehen zu müssen, hinzu, „so hab' ich auf meinen Theil verzichtet, und das Ganze reichte eben hin, für Karl die gesetzlichen Bedingungen zu erfüllen."

„Edler Mann!" rief Hugo, indem er seine Hand ergriff und schüttelte. „Braves Mädchen, die dem Armen die Treue gehalten hat!"

„Karl," fuhr Jener fort, „nachdem er seine Haft ausgehalten, ist zu den Invaliden versetzt worden, und lebt nun ein stilles, aber nicht unglückliches Leben. Der Tod des Grafen kann sein

Gewissen nicht belasten. Wir haben von diesem Dinge vernommen, die ihn der Sichel reif machten. Er hat in Paris unter andern einem wackern Mann die Frau verführt, dann den Entehrten im Zweikampf zum Krüppel geschossen; und eben in Folge davon ist seine Verlobung mit der Tochter des reichen Hauses zurückgegangen!"

„Fort mit ihm!" rief Hugo mit flammenden Augen. „Und wenn ihn keine Schuld befleckt hätte, als die gegen Helene, so war er dem Tod verfallen! — Möchten Alle, die gleich ihm unsern Stand schänden, in die Hölle verschlungen werden!"

Er ging mit heftigen Schritten auf und ab. Wildau folgte ihm mit den Augen und schwieg. Dann sagte er:

„Ich will den Grafen nicht entschuldigen; aber im Grund ist's doch Schade um diesen Mann! Schade, daß er so verderbt worden und daß sein besseres Ich in Selbstsucht untergegangen war! Bei dem Duell hat er sich sehr gut benommen. Auch

hör' ich, daß er durch sein Testament früheres Unrecht wieder gut gemacht hat. Er besaß gesellige Tugenden, Geist und Kenntnisse — wie hätte er sonst eine Helene einnehmen können? Ja, es war sogar etwas Edles in ihm. Aber Reichthum und Müßiggang ließen ihn in ein Genußleben versinken, und da blendete auch ihn der Wahn des Hochmuths: wenn er Böses thäte, so wär's gut, und wenn er schimpflich handelte, dann wär's ehrenvoll! — Hätte ihn von Jugend auf ein hartes Geschick in Zucht genommen, er würde vielleicht jetzt auf einem der ersten Posten glänzen!"

Hugo hatte sich vor den Freund gestellt und der Spruch des natürlich gerechten Verstandes und der Milde traf ihn in's Herz.

„Sie haben Recht," versetzte er. „Lassen wir ihn — er steht vor Einem, der ihm sein Urtheil sprechen wird!" — Nach kurzem Schweigen sagte er: „Wann werden Sie reisen?"

„Morgen früh mit Tagesanbruch," erwiederte

der Oberförster. „Ich sehne mich, die Meinen wiederzusehen!“

„Das begreif' ich, lieber Freund!“ entgegnete Hugo. „Grüßen Sie mir Ihre liebe Frau!“ Und indem er seine Hände faßte, setzte er bewegt hinzu: „Es thut mir unendlich wohl, Sie und die Ihrigen glücklich zu wissen!“

Wildau, mit einem Blick herzlichen Dankes, drückte ihm die Hand. Dann sagte er:

„Und Sie? — Was werden Sie thun?“

Hugo sah für sich hin, und ein Seufzer entrang sich seiner Brust.

„Ich weiß es nicht,“ erwiederte er. „Ein Verlangen hab' ich wohl; aber es geht nicht — ich muß mir's aus dem Sinn schlagen!“

Der Freund errieth ihn.

„Sie möchten nach Ellerburg?“

„Allerdings,“ versetzte Hugo. „Aber ich darf nicht! Mein Anblick würde den Unglücklichen Pein verursachen!“

„Ohne alle Vorbereitung möchte ich Ihnen den Besuch auch nicht rathen! Aber jetzt kann ich in's Mittel treten. Ich werde ihnen dort erzählen, wie ich Sie getroffen, welche treue Freundschaft Sie der Familie bewahrt haben, und Ihren Besuch hoffen lassen. Dann gewöhnen sie sich an die Vorstellung, und wenn Sie erscheinen, wird es ihnen Freude machen."

Hugo schwieg einen Moment.

„Geb' es Gott!" erwiederte er dann.

„Sie werden," fuhr Wildau fort, „das schöne Gut in einem traurigen Zustande finden. Der Baron konnte dem Andrang seiner Gläubiger nicht widerstehen, und wir mußten uns entschließen, die größere Hälfte der Grundstücke zu verkaufen, um ihm nur einige Ruhe zu verschaffen. Der frühere Verwalter, den wir als einen Betrüger entlarvten, ist fortgejagt und ein ehrlicher Mann eingesetzt; aber was hilft's? Das Ganze reicht jetzt nur noch hin, den Armen das Leben zu fristen! Die

Gebäude kommen herunter, und Karl und ich können mit dem besten Willen nicht helfen. — Doch das ist jetzt das Geringste!"

„Allerdings, mein Freund!" erwiederte Hugo mit schmerzlichem Verziehen des Mundes.

Beide schwiegen. Endlich fragte Wildau:

„Könnten wir nicht eine Strecke zusammen reisen?"

Hugo besann sich.

„Unter Umständen, ja," versetzte er dann. „Ich erwarte hier eine Sendung von meinem Banquier und wund're mich, daß sie noch nicht eingetroffen ist!"

„Ich würde Sie," fuhr Jener fort, „zu uns einladen. Aber es ist am Ende doch zu nah —"

„Ich geh' in die Hauptstadt," fiel Hugo ein. „Dort will ich mich der Einsamkeit ergeben — und Ihre Meldung erwarten."

Während er dieses sagte, trat ein Kellner ein und übergab ihm ein Schreiben. Nach einem

Blick auf die Adresse sagte er zu Wildau: „Wir reisen zusammen!“

Er erbrach das Couvert, nahm einen Wechsel und einen Brief heraus, entfaltete diesen und las. Ein Ausruf des Staunens, wie über etwas gänzlich Unverhofftes, entfuhr seinem Mund und eine Röthe flog über seine Wangen. Er legte das Papier zusammen und sah für sich hin wie Einer, der seine Zukunft in's Auge faßt.

„Was schreibt man Ihnen?“ rief Wildau mit erregter Neugier. — „Es hat Sie überrascht!“

„Es ist auch wahrlich überraschend,“ versetzte Hugo mit einem eigenen Ausdruck. „Ein Onkel, Baron von Grollfeld, ist gestorben und hat mir den größten Theil seines Vermögens hinterlassen. Ich bin, was ich niemals gewesen: ein wohlhabender Mann!“

„Sie!“ rief Wildau mit einem Aufleuchten der Freude. „Empfangen Sie meinen Glückwunsch,

bester Freund! Bei Ihnen ist's in den besten Händen, und wir können uns freuen —"

Hugo sah ihn mit einem traurig bedeutsamen Blick an, und Jener, nickend, fuhr fort:

„Es ist wahr, — es ist zu spät! Aber in Gottes Namen! Nehmen Sie Ihr Erbe in Besitz, kommen Sie dann wieder und versüßen Sie wenigstens die letzten Tage der Geliebten! Sie ist Ihrer Liebe nie so würdig gewesen als jetzt, und wenn sie Ihre Vergebung — Ihre Achtung wieder hat, dann wird sie ruhig sterben."

Hugo mit nassem Auge, umarmte den Freund und rief:

„So sei es! — Ich will meinem Herzen gütlich thun und Freude machen, so viel ich noch vermag. — Ehre dem guten Mann, der an mich gedacht und mich dazu in den Stand gesetzt hat!"

Viertes Capitel.

Es war an einem Septembermorgen, als Hugo sich auf dem Wege nach Ellerburg befand. Er hatte seine Erbschaft angetreten, war Herr eines kleinen Gutes und eines größern Vermögens an Capitalien geworden, als er sich vorgestellt hatte; während er seine Angelegenheiten ordnete, ging eine Regenzeit vorüber, und am ersten Tag, der nicht nur selber schön war, sondern auch eine Reihe schöner verhieß, machte er sich auf die Reise.

Ungefähr eine Meile von Ellerburg, in einem Marktflecken, wo er sein Mittagsmahl einnahm,

hieß er den Kutscher verweilen und erst später in's Dorf nachfahren. Er selber wollte still in das Haus ehemaligen Glücks eintreten und den ihm so wohlbekannten Weg durch Wald und Feld allein zu Fuße machen.

Mit wunderbaren, seltsam gemischten Empfindungen ging er auf den trauten Steigen hin. Er sollte die Geliebte, die er in blühender Schöne verlassen hatte, gewelkt, abgezehrt wiedersehen! Aber er sollte sie wiedersehen — und ihre Seele liebender finden, als er sie verlassen! Er sollte ihr Freude machen, ihr Herz rühren und beglücken, und den Dank aus dem Auge strahlen sehen, das tiefer und schöner blicken würde als irgend vorher! — Sie lebte noch, sie bedurfte seiner, er konnte die ganze Seele an sie hingeben und ihr Herz gewinnen, daß es sein war in ewiger Liebe. Und wenn sie dem Grabe zuging, — seine Blicke richteten sich über das Grab hinaus zu Anschauungen ewigen Lebens.

Trauer füllte sein Gemüth; aber die Trauer hatte etwas Süßes, ja beinahe Tröstliches.

„Traum des Traumes!“ rief er hinwandelnd aus. „Das Leben ist ein Traum, — die Jugend ist der Traum des Lebens! — Wie rosig, süß und wunderhold ist sie! Aber eben die holdeste geht vorüber wie ein Traum, — und die in ihr beglückte Seele erwacht zur Anschauung des Verlustes! — Unglaublich in den Stunden der Freude und des Glücks! Doch diese fliehen dahin — und das Unglaubliche steht vor dem erschreckten Sinn als Wirklichkeit!“

Er ging still weiter. „Gottlob,“ sagte er sich nach einer Pause, „nur das Vergängliche ist vergangen! — Es ist ein tiefes Weh, das Wunderliebliche hinschwinden zu sehen! Aber nur der Schein schwindet, das Wesen bleibt, und wird ewig bleiben!“ —

In solchen Gedanken des Leides und des Trostes legte der Treue den Weg zurück. Wenn

Schwermuth sein Herz durchdrang und in seinen Mienen sich ausdrückte, so ging er doch nicht unter in ihr. — Die Sonne, die durch die Blätter des Waldes hereinschien oder den gelben Stoppeln einen lichten, den Wiesen einen goldenen Schimmer gab, half seine Empfindungen klären, so daß in der liebenden, phantasievollen Seele zuletzt gar die Hoffnung für's Leben sich wieder erhob! — —

Er trat aus dem letzten Waldstück heraus — da lag sie, die trautschöne Burg! — Dort sah der Eckthurm her, den er bewohnt und von dem er so glückselig in das Thal hinabgeschaut hatte! —

Indem er auf dem offenen Fußpfad weiterging, begann sein Herz doch mächtig zu klopfen; die Phantasien wichen der Wirklichkeit. Verlangen und Bangen erfüllte ihn, als er in's Dorf eintrat — als Leute des Dorfes, die ihn wieder erkannten, nicht ohne scheue Verwunderung grüßten, und der Fuß ihn über die Schloßbrücke trug.

In dem großen Hof erblickte er Niemand. Ein

Hund fuhr aus der Hütte heraus, die rechts an der Scheune lag, und bellte ihn an. Hugo rief ihn im Tone freundlichen Vorwurfs mit Namen, der Hund erinnerte sich des alten Wohlthäters und wedelte mit dem Schweife.

Wenige Blicke überzeugten den Ankömmling, daß Gebäude und Anlagen fast pflegelos ihrem Schicksal überlassen waren. Nicht nur die Mauern an Stallungen und Scheunen zeigten an großen Stellen die nackten Steine, auch am Schloß war Bewurf abgefallen und nicht wieder erneuert worden. Der Garten, dem offenbar kein Gärtner mehr vorstand, ging der Verwilderung entgegen. Auf den Blumenbeeten stand Kraut und Unkraut durcheinander, Gras wuchs auf den Kiesgängen, und an dem schönen Zaun, der den Garten vom Hofe schied, fehlten Stacketen.

Hugo ging zum Schloß. Als er in den Thorweg treten wollte, kam ihm der alte Diener des Barons, der jetzt sein einziger war, daraus ent-

gegen, erkannte ihn und stieß einen Schrei der Ueberraschung aus. „Um Gotteswillen, Herr Baron," rief er — „Sie kommen zu uns?" — Er stand in abgetragener Livree und magerer von Gesicht mit einer gewissen Verlegenheit vor ihm; aber aus dem Auge sah doch Freude und ein Ausdruck von Dankgefühl.

„Ist der Baron zu Hause?" fragte Hugo.

„Ja, Herr Baron," war die Antwort.

„Und Fräulein Helene, wie befindet sie sich?"

Der Alte machte auf diese Frage eine Bewegung respectvollen Bedauerns. „Etwas besser, Herr Baron!" erwiederte er. „Sie sind beide im Garten; — in der Laube hinter dem Schloß!"

„Helene muß also nicht das Bett hüten?" rief Hugo rasch, mit einem Schein der Hoffnung in seinen Zügen.

„Seit zwei Tagen ist sie wieder auf. Aber —" Er schwieg und sah zu Boden.

„Melde mich," rief Hugo entschlossen. „Doch

sag' ihnen, daß ich nicht lästig fallen wolle. Ich kann in's Dorf zurückgehen und warten, bis es ihnen genehm ist, mich zu empfangen."

Der Diener ging. Nach wenigen Minuten erschien er wieder und sagte: „Der Herr Baron sind willkommen!"

Hugo trat in den Garten und lenkte seine Schritte zu der Laube. Um ein Buschwerk biegend, sah er die Gesuchten am Eingang aufrecht stehen, Helene mit dem linken Arm auf die Schulter des Vaters gelehnt.

Der Baron schien wenig verändert; das Gesicht hatte weder an Rundung noch an Röthe verloren, nur die Haare waren grauer geworden. Ein näherer Blick ließ aber erkennen, daß die Züge ausdruckslos geworden und ein Gepräge dumpfer Ergebung angenommen hatten.

Helene war blaß und schmaler von Wangen; aber das Gesicht hatte noch immer einen Glanz der Jugend. Die Kranke war noch immer schön, und

die Züge, die jetzt in Wehmuth und Verlegenheit doch auch einen Schein der Freude zeigten, hatten einen rührenden Reiz.

Hugo trat grüßend zu ihnen, schüttelte dem Baron die Hand und faßte dann die bleichen Finger der Geliebten. „Mit großer Beruhigung," sagte er herzlich, „hab' ich von Christoph gehört, daß Du Dich wieder besser fühlst, liebe Helene! — Fahre fort — und nimm dazu meine innigsten Wünsche!" — Er sah sie an, mit einer Liebe, einer so tief ehrlichen Theilnahme, daß die Wangen des Mädchens sich färbten und ihre Finger unwillkürlich die seinen preßten. Die Augen, die sich auf ihn richteten, wurden naß, und zwei große Thränen rollten über ihre Wangen. „Ist's möglich?" rief sie tiefbewegt und staunend, — „kann man so gut sein, wie Du es gegen mich bist?"

„Was fällt Dir ein!" rief Hugo. „Nicht so, Helene!" setzte er bittend hinzu.

Der Baron wandte sich zur Tochter und in

seinen Augen erglänzte Mitgefühl, Ergriffenheit. Mit einer Würde, die an seine bessern Tage erinnerte, bat er Hugo, Platz zu nehmen, faßte die Hand des Kindes, und geleitete sie zum Sitz. Er sah sie dann mit einem Blick des Schmerzes und der Zärtlichkeit an, der auf Hugo den rührendsten Eindruck machte.

„Sie treffen Ellerburg anders, als Sie's verlassen haben," sagte er dann zu diesem. „Damals war's unterhaltend und schön bei uns! — Jetzt," fügte er mit einem Seufzer hinzu, „ist es ein Haus des Unglücks geworden!"

Hugo wandte sich mit achtungsvoller Theilnahme zu ihm. „Nach dem Unglück," versetzte er mit einem Ton der Güte, der förmlich den Klang der Wahrheit hatte, „wird auch das Glück wieder kommen!"

Der Vater schüttelte den Kopf. Dann schaute er eine Zeitlang für sich hin. Er schien nichts

mehr hören zu wollen und versank in theilnahmloses Brüten.

Helene, zu Hugo gekehrt, lächelte durch die letzten Thränen, die ihr in die Augen gedrungen waren, und sagte mit Liebe: „Du bist rüstiger, ich möchte sagen männlicher geworden, Hugo! — Von dem guten Wildau haben wir auch gehört, daß Dein Onkel Dich zu seinem Erben eingesetzt hat! — Dir geht's gut, wie Du's verdienst. Es gibt doch eine Gerechtigkeit in der Welt!"

Hugo faßte ihre Hand und sah ihr in's Gesicht. Ihre Wangen waren von einem rosigen Schein überhaucht, ihre Augen drückten bei rührender Demuth zärtliche Freundschaft aus. Dem Ergriffenen kam sie nun so schön vor, daß es ihm war, als müsse sie wieder genesen! — als müßten sein Wille und seine Liebe sie wieder genesen machen!

Er sagte: „Liebe Helene, Du siehst viel besser aus, als ich mir's nach der Schilderung, die ich

vernommen habe, vorstellen mußte. Unvergleichlich besser! — Ich hoffe und glaube, daß die Wendung, die in diesen Tagen eingetreten ist, Dich wieder zur völligen Gesundheit führen wird."

Das Mädchen fuhr wie erschrocken auf, und rief unwillkürlich: „Ich hoffe nicht! — Ich habe das Glück verwirkt," setzte sie dann mit sinkender Stimme hinzu, „und dem Leben entsagt!"

„Diesen Gedanken," entgegnete Hugo, „mußt Du aufgeben! — Du mußt leben wollen!"

Der Baron sah hier auf; aber als ob er das Wort nicht begriffen hätte, ließ er nach momentanem Hinstarren den Kopf wieder sinken und zeigte die alte Apathie.

„Wie!" rief Hugo mit gedämpfter Stimme zu Helene, „Du willst nicht mehr glücklich sein?"

„Nein, lieber Hugo," erwiederte sie; — „wie Du meinst, nicht. Das einzige Glück, das ich gewünscht habe, ist mir heute zu Theil geworden:

Dich noch einmal zu sehen! Und," setzte sie gerührt hinzu, „Dich so gut zu sehen, wie Du früher gewesen bist!"

Ihre Augen hatten sich mit Thränen gefüllt; Hugo ergriff ihre Hände und preßte sie zärtlich. Die Beglückte lächelte süß, und tieferes Roth flog über ihre Wangen. Die Thränen sich aus den Augen wischend, machte sie eine Bewegung, als ob sie den Entschluß gefaßt hätte, ihre Empfindung niederzuhalten, und begann wieder: „Ich danke Dir für Deine Freundschaft, Hugo! — Was ist es doch Schönes um ein edles, großmüthiges Herz! — Nur das ist etwas — alles Andere ist Nichts!" — Sie mußte Gewalt anwenden, um ihres Gefühls Herr zu bleiben; aber es gelang ihr; sie lächelte und sagte: „Wirst Du heute unser Gast sein? — oder vielleicht auf einige Tage?"

Während dieser Fragen war der Diener erschienen. Er sagte dem Baron, der Verwalter habe ein Anliegen an ihn: ob er hieher kommen dürfe

oder ob der Herr Baron sich in den Hof bemühen wollten!

Der Angeredete hatte den Kopf erhoben, wie einer, der aus einem Traum erwacht. „Was willst Du?“ fragte er.

Christoph wiederholte seinen Auftrag.

„Ich komme,“ versetzte Jener, warf einen Blick auf die Beiden, nickte, und ging mit dem Diener weg.

„Nun?“ wiederholte das Mädchen zu Hugo.

Dieser erwiederte: „Ich habe meine Angelegenheiten in's Reine gebracht und bin ein freier Mann. Macht es Dir Vergnügen, und wollt Ihr mich hier beherbergen, so bleibe ich längere Zeit in Ellerburg.“

„Ah!“ rief Helene, indem ein Licht der Freude in ihren Zügen aufging, welches Leid und Trauer wunderbar überstrahlte. Sie schwieg. Dann, indem ihre Brust sich hob und senkte und ihre Augen fest auf Hugo gerichtet waren, sagte sie mit Rüh-

rung: „So weit geht also Deine Großmuth! — Du willst bei der Armen, Verlassenen, Verachteten — Sterbenden bleiben! Bei einer, die Dir wehe gethan, Dich gekränkt und verlassen hat! — O mein Gott!“ rief sie von ihrem Gefühl übermannt aus, „was gibt es für Menschen in Deiner Welt! Teufel — und Engel in Menschengestalt! Menschen, die Engel übertreffen, weil sie als Menschen thun, was kaum von Engeln erwartet werden kann!“

Hugo ergriff sie bei den Armen und rief: „Rege Dich nicht auf, liebe Helene! — Dein Irrthum ist menschlich gewesen — mache kein Verbrechen daraus! — Du hast grausam gebüßt! — Richte Dich auf! Hoffe wieder!“

Das erschütterte, leidenschaftliche Mädchen, welches tiefer als je das begangene Unrecht fühlte, entgegnete mit schmerzlichem Verziehen des Mundes: „Entschuldige mich nicht, Hugo — Du wirfst Feuer in meine Seele! — Nein, ich bin das arm-

seligste Geschöpf unter der Sonne — und mit Recht vernichtet! Daß ich Dich nochmals gesehen, ist viel zu viel Glück für mich. Ich verdien' es nicht, und hätt' auch das nicht haben sollen!"

Sie schwieg und ihr Haupt senkte sich. Hugo umfaßte sie, die sich an seine Schulter lehnte, um ihre Thränen fließen zu lassen. Unbeschreiblich waren die Gefühle, welche durch die Brust des Mannes wogten. Unendliche Rührung; — unendliches Leid und unendliches Glück! — War sie nicht wieder sein? Ganz und gar sein? Hatte er nicht ihre Seele gewonnen, daß sie ihm gehörte, ihm allein und auf ewig?

Das Weinen erleichterte das gepreßte Herz; sie erhob das Haupt wieder, sah ihn an, und ein Schein von Trost ging über ihr Gesicht. „Und es ist wirklich so?" rief sie. „Du willst in Ellerburg bleiben? Bei mir bleiben? — Welch ein Mann! — Unglaublich!"

Sie schwieg, indem ein Feuer unendlicher Zärtlichkeit in ihren Augen sich entzündete.

Wer, der ein edles Herz hat, kann der Reue, dem Leid, der Demuth — der Liebe widerstehen? —

Hugo erwiederte mit innigem Ernst: „Mein Hierbleiben ist nicht verwunderlich. Ich liebe Dich, Helene! Und ich bleibe bei Dir —"

Das Mädchen war aufgefahren. „Rede nicht so," fiel sie ein. — „Du kannst mich nicht lieben! — Du hast mich geliebt, ja; — aber auch das ist schon zu viel für mich!"

„Nein," entgegnete Hugo mit tiefer Empfindung, „ich liebe Dich! — liebe Dich jetzt, — liebe Dich in diesem Augenblick mehr als ich Dich je geliebt habe!"

„Still, still," rief das Mädchen bebend. — „Es ist Rührung, Mitleid!"

„Es ist Liebe," erwiederte Hugo, „klare, tiefe, ewige Liebe. Ich habe Dich nie so schön gesehen, wie jetzt — und nie so würdig der Liebe! Was

Du gefehlt hast, ist verzehrt von Deinem leidvollen Geschick bis zum letzten Atom! Du bist rein — rein und geweiht durch das Unglück, das Du erduldet hast. Nie hat Deine Seele so liebeschön aus Deinen Augen gesehen! — Glaub' an Dich, glaub' an mich — und lebe!"

Helene hatte tief Athem geholt, — ein unbeschreibliches Lächeln der Wonne flog um ihren Mund. „Nun," erwiederte sie, — „in Gottes Namen! Deine Großmuth will's nicht anders, Du mußt mich übermäßig beschenken — und ich ergebe mich drein! Ich nehme Deine Liebe an — die heilige Liebe eines Freundes! — Es gibt also doch nicht bloß Gerechtigkeit in der Welt, sondern auch Gnade! Nicht nur Leid und Buße, sondern auch Vergebung! — Ich habe gesündigt, — ich hab' unverzeihlich gefehlt; aber ich hab' doch auch viel gelitten, und ich mußte den Kelch leeren bis zum letzten Tropfen! — Ich habe von dieser Welt, die mir so viel verheißen hat, wenig gehabt. Die

schönen Tage sind vergangen wie ein Traum; ich bin noch so jung — und muß vom Leben scheiden! — Sprich nicht dagegen! — Jetzt bin ich zufrieden und glücklich; ich danke Gott und ich segne mein Leben."

Sie reichte Hugo die Hand. Er, mit Thränen in den Augen, führte sie an seinen Mund und bedeckte sie mit Küssen.

Helene schaute auf ihn herab und nickte. „Welchen Abgrund von Seligkeit und Leid öffnest Du vor mir, Hugo! — Aber das Leben geht ja für Jeden dahin! — und Viele haben ein langes Leben hindurch nicht das Glück empfunden, wie ich es jetzt empfinde! — Mög' es Gott mir noch einige Zeit erhalten — und Dir's vergelten, Hugo!"

Sie gab ihm nochmal die Hand und erhob sich mit ihm. Dann sagte sie: „Führe mich in's Haus zurück. Ich fühle mich glücklich, aber ich bedarf der Ruhe. — Dein Zimmer," fuhr sie nach

kurzem Innehalten fort, „das seit Dir Niemand mehr bewohnt hat, wird die alte Martha einrichten, die mit Christoph jetzt unsere ganze Dienerschaft ausmacht. — Komm! — Nehmen wir eben die Freude an, die wir noch haben können!"

Hugo hatte ihr den Arm gereicht und geleitete sie in's Schloß.

Fünftes Capitel.

So war Hugo wieder in Ellerburg. Er hatte die alte Wohnung bezogen und trug selber Sorge dafür, daß sie die Einrichtung der frühern glücklichen Zeiten wieder erhielt. Als er damit fertig war, sah er umher, und hatte ein wunderbares Gefühl: in leisen Schauern so erregt, und doch zugleich so freundlich. Seltsam! Wo er sonst sich befand, auch wenn er sich glücklich fühlte, war er in der Fremde; — hier war er daheim! Das Stammgut seines Geschlechts hatte man zertrümmert und das Schloß in eine Fabrik umgewandelt; das Gut, das er von seinem Oheim geerbt, war

durch diesen selber erst angekauft und bloß ökonomisch benutzt worden; — nur um Ellerburg floß ein Schein dichterischer Erinnerung, der dem Wohnsitz für ihn eine höhere Weihe gab. — Das Blut eines Abkömmlings der Familie rührte sich in ihm; der Gedanke stellte sich ihm dar, die Besitzung nicht nur vom Untergang zu retten, sondern wo möglich zum alten Glanz wieder herzustellen — und er gelobte sich dies heilig. Mit tiefer Genugthuung erhob er sich, und es war ihm fast zu Muthe, als ob er schon Herr der Burg wäre.

Der Gedanke an Helene, bei allem Leid, welches in ihm erregt wurde, hatte doch etwas unendlich Wohlthuendes. Eine feierliche Stimmung überkam ihn. War doch noch immer Hoffnung! Sollte bei einem so jungen Leben die Rettung nicht trotz Allem noch möglich sein? Konnte nicht er selber durch Erhebung und Kräftigung ihrer Seele zur Genesung ihres Leibes beitragen? Er

wollte an dieser Möglichkeit halten, liebend Alles thun, was er zu der Beglückung der Lieben vermochte, und die Freude ihres Umgangs haben, die ihm unter allen Umständen von allen die süßeste war! — —

Es kamen schöne Tage. Die Luft war mild, die Natur erschien in der ganzen Sanftheit des Spätsommers. Wenn die Sonne warm niederschien, war der Aufenthalt im Garten eine Freude, und manche Stunde wurde darin hingeträumt.

Helene befand sich leidlich. Sie konnte ohne Anstrengung reden und theilnehmend folgen, wenn Hugo sprach. Nach den aufregenden Erklärungen am ersten Tag vermieden beide das Thema der persönlichen Beziehungen. Was traurig stimmen konnte, umging man und unterhielt sich über allgemeine Gegenstände. Der Gereiste erzählte von Italien und schilderte Gegenden und Kunstwerke so lebendig und farbenfrisch, daß Helene, selbstvergessen, mit Entzücken horchte. Oefters nahm

das Gespräch eine religiöse, philosophische Wendung. Hugo theilte die Gedanken mit, die er in der Zeit der Trennung gewonnen hatte oder die ihm klarer geworden waren, und er mußte auf's Neue bewundern, wie schnell Helene sie faßte und sich ihrer als eigener bediente. Wie er den Beruf hatte, gewisse Ideen auszusprechen, so schien sie dazu geboren, die ausgesprochenen zu empfangen und sich ihrer zu freuen.

Im Dorf und in der Umgegend knüpfte der Zurückgekehrte alte Verbindungen wieder an. Die Bauern in Ellerburg, bei denen sein Erscheinen viel Gerede und manches Kopfschütteln veranlaßt hatte, begannen ihn zu begreifen. Jener Alte, mit dem er auf der Wegreise noch gesprochen hatte, grüßte ihn beim ersten Wiedersehen erfreut und gratulirte ihm besonders theilnehmend zu seiner Erbschaft. Als Hugo ihm mittheilte, daß er im Schloß zu bleiben gedenke — nicht nur den Herbst, sondern auch den Winter über, — sah ihn der

Mann an; seine Augen wurden feucht, und er sagte: „Sie sind eben ein braver Herr!“

Eines Nachmittags erschien Wildau mit Karl von Ellerburg. Als dieser des Freundes ansichtig wurde, erröthete er und warf einen scheuen Blick auf ihn. Hugo ging auf ihn zu, schüttelte seine Linke, und sprach seine Freude, ihn wiederzusehen, so warm und herzlich aus, daß die Verlegenheit aus den Zügen des Beschämten wich und seine Worte des Dankes den Klang gerührter Freundschaft hatten. Er konnte sich aber nicht enthalten, auf Hugo zu sehen, wie man auf einen Höherstehenden sieht.

Die drei Männer beriethen sich über die Führung des Hauswesens und der Oekonomie. Man beschloß, dem Vater auch weiterhin die Meinung zu lassen, als ob er der Herr wäre, und vertraute dabei dem neuen Verwalter, der von der Kunst, seine Befehle einzuholen und doch nur das Zweckmäßige zu thun, schon Proben abgelegt hatte. Man

hielt es für das beste Mittel, den Geist des Schwachgewordenen vor gänzlichem Versinken zu bewahren und ihn soviel als möglich der Familie zu erhalten.

Als Hugo den Beiden eröffnete, daß er in der Besitzung verweilen wolle, um sie nach und nach durch Wiedererwerbung des Verkauften in den alten Stand zurückzuführen, stieß Karl einen Schrei der Ueberraschung aus. „Ist's möglich?" rief er; und während er Hugo's Hand ergriff, kamen ihm Thränen in die Augen. Dieser erwiederte:

„Mein Entschluß, lieber Karl, ist ganz natürlich. Der Aufenthalt in Ellerburg ist mir der liebste: ich sorge recht eigentlich nur für mich, wenn ich für Euch sorge. Die Besitzung ist mir seit lange an's Herz gewachsen. Ich will sie wiedersehen, wie sie gewesen ist — und Ihr müßt Euch schon darein ergeben!"

Karl zuckte die Achseln und versetzte mit dem

Humor des Ueberwundenen: „So beschäme mich eben weiter! — Es geht in Einem hin!“ —

Man rief den Verwalter herbei. Als dieser, dessen ehrliche Miene nicht ohne einen angenehmen Zug von Schlauheit war, von dem Plan eines Rückkaufes der veräußerten Güter hörte, glänzte er vor Vergnügen. „Ei,“ rief er, „das wäre schön, — und mir besonders lieb! Es gibt mir immer einen Stich in's Herz, wenn ich die Aecker und die Wiesen und die herrlichen Wälder sehe, die dem Herrn gehört haben und nun an Hans und Peter gekommen sind! — Aber — ob wir sie wieder kriegen?“

Hugo versetzte: „Wenn wir so viel dafür bezahlen, daß die Leute einen mäßigen Gewinn haben?“ —

Der Verwalter schüttelte den Kopf. „Lassen Sie mich machen,“ sagte er dann; „aber von Ihrem Wunsch und wie sehr Ihnen die Sache am Herzen liegt, dürfen Sie nicht das Geringste sa-

gen! — Wenn die Leute hören, wie gern wir die Grundstücke wieder hätten, dann wissen sie nicht, was sie verlangen sollen!"

Hugo meinte: es sei doch eine gute Art Volks!

„O ja," versetzte jener mit Laune. „Gut sind sie schon; aber bei aller Gutheit: je mehr sie kriegen, je lieber ist's ihnen!"

Wildau lächelte mit dem Blick eines Kenners.

„Was wollen Sie, Herr Baron?" setzte der Verwalter hinzu. „Wer sich gewöhnlich so plagen muß, um nur wenig Geld zu erwerben, den reizt es eben gar zu sehr, einmal auf leichte Weise einen tüchtigen Schnitt zu machen — und er nimmt, was er bekommt!"

Hugo fand das begreiflich, und man kam überein, dem schon Erprobten auch hierin freie Hand zu lassen. Er verbürgte sich, die Güter nach und nach, mit einem mäßigen Zusatz zum Verkaufspreis, wieder zu erobern.

Während die Freunde noch beisammen waren,

kam der Arzt, der Helene behandelte, — ein ruhig blickender Mann in den Fünfzigen. Er freute sich zu hören, daß die Besserung fortdauere.

„Haben wir Hoffnung?“ fragte Karl mit dem dringenden Wunsch, eine gute Antwort zu hören.

„So lange das Leben mit uns ist,“ erwiederte der Arzt, „kämpfen wir, und so lange wir kämpfen, können wir siegen.“

„Aber ist die Heilung wahrscheinlich?“ fuhr Jener fort.

„Erlauben Sie mir,“ versetzte der Mann, „daß ich vor Allem die Kranke sehe!“

Er ging. Nach einer Weile kam er wieder.

„Sie gefällt mir heute besser,“ antwortete er den Fragenden. „Ihre Seele ist heiter; und was diese stärkt, das kommt auch dem Leib zu Gute. Wie weit? Das können wir freilich nicht sagen!“

„Ich meine gehört zu haben,“ begann Wildau, „daß bei Leiden dieser Art der bloße Vorsatz, leben zu wollen, schon zur Heilung geführt hat!“

„Unter Umständen — wenn die Krankheit noch nicht zu weit gekommen ist,“ versetzte der Arzt, „kann's auch sein. — Meine Herren,“ fuhr er fort, als er Karl wieder zu einer Frage bereit sah, — „thun wir das Unsere und hoffen wir! Sie, Herr von Lichtenfels, sind mein Gehilfe! Unterhalten Sie das Fräulein durch Gespräche über ihre Lieblingsgegenstände! Führen Sie ihren Geist in heitere Regionen, indem Sie alles Aufregende, Betrübende vermeiden. Sie besitzt ein leidenschaftliches Herz, und hat sich schon viel geschadet durch die Heftigkeit, womit sie sich selbst verklagte. Erfreuen Sie, begütigen Sie! Das Uebrige nehm' ich auf mich; — und vielleicht gelingt es uns doch, das schöne Leben der Welt zu erhalten!“ —

Ein paar Tage darauf, als Hugo mit Helene allein in der Laube saß, wollte er nach der Anweisung des Arztes verfahren und begann: „Ich sehe nicht ein, warum ich vor Dir geheim halten sollte, was ich mit Karl und dem Oberförster aus-

gemacht habe. — Ich will nach und nach die Felder und Wälder, die von den Beiden veräußert worden sind, wieder ankaufen. Ellerburg soll wieder ganz werden."

„Wie schön!" rief Helene erfreut. — „Aber," setzte sie nach einem Moment hinzu, „wem soll es dann gehören?"

„Welche Frage!" erwiederte Hugo. „Das Gut ist Euer; — und ich habe meine Capitalien darauf stehen!"

Helene sah ihn an — und nickte begreifend.

„Alles," fuhr Hugo fort, „muß wieder in den vorigen Stand kommen! — Alles ohne Ausnahme!"

Das Mädchen sah für sich hin. Eine Röthe flog über ihre Wangen, ihr Busen bewegte sich und sie sagte: „Es ist unmöglich! Hin ist hin, lieber Hugo!"

„Alles ist möglich, wenn man will," versetzte dieser nachdrücklich.

Helene schüttelte den Kopf, schwieg und versank in Nachdenken. Dann sagte sie: „Worin, Hugo, liegt doch nur der Grund, daß wir anders denken und anders handeln? Daß wir das Gute verehren und preisen und vom Bösen uns gewinnen lassen? — Warum lieben wir nicht die Tugend über Alles, da sie doch über Alles liebenswürdig ist?“

Diese Fragen waren in einem Ton gesprochen, dessen äußerliche Ruhe schmerzliches Gefühl durchklingen ließ; Hugo war in Verlegenheit, wie er darauf antworten sollte. Endlich sagte er:

„Weil wir Sinn haben für Beides, liebe Helene, für das Gute und für das Böse; — weil wir Sinn für Beides haben müssen!“

„Das erklärt nur das Schwanken zwischen Gutem und Bösem,“ erwiederte sie, „nicht die gewöhnliche Entscheidung für das Letztere! — Warum fallen wir in der Regel diesem zu?“

Hugo zuckte die Achsel. „Weil wir Menschen sind, und Schwachheit unser Erbtheil ist.“

„Du bist sehr freundlich, daß Du sagst: wir!“ versetzte das Mädchen. „Aber Du hast es nicht gewählt, sondern ich! Und wenn ich auch zuweilen darüber staune, ich weiß doch noch recht gut, warum ich's gethan habe!“

Hugo, der das Gespräch eine so ganz andere Wendung nehmen sah, als er sie ihm hatte geben wollen, konnte ein Zeichen von Ungeduld nicht unterdrücken. „Du hast damals Deine Wahl getroffen,“ entgegnete er, „weil Du den Wünschen der Deinen nicht widerstehen wolltest!“

„O,“ rief das Mädchen, „da bist Du sehr im Irrthum! Das war ein Grund, um mich selber damit zu täuschen, und ich hab' ihn auch wirklich dazu gebraucht. Er that mir vortreffliche Dienste! Aber jetzt gilt die Wahrheit, und sie sei gesagt! — Eh' ich diese Wünsche kannte, war ich schon entschieden!“

„Du thust Dir selber Unrecht!" rief Hugo mit unwillkürlicher Heftigkeit.

„Das nicht," erwiederte Helene. „Du aber willst mich entschuldigen — und ich will nicht entschuldigt sein! Ich will mich nicht belügen — und mich nicht für besser halten lassen, als ich bin!"

„Laß das Vergangene vergangen sein!" entgegnete Hugo mit einem Klang des Unmuthes in seiner Stimme. „Rege Dich nicht auf! — Durch diese Selbstanklagen richtest Du Dich zu Grunde!"

„Im Gegentheil!" rief sie. „Die Beichte meiner Schuld, wenn ich sie Dir ablege, wird mich eben beruhigen! — Höre sie, Hugo! Der Moment ist gekommen! Und wenn Du Alles vernommen hast — sprich mein Urtheil!"

Hugo blickte zweifelnd, besorgt. Dann versetzte er: „Nun — in Gottes Namen!"

„Laß mich zuerst von Dir reden," begann das Mädchen. „Du hattest bei allen Deinen Tugenden einen Fehler, den Du noch immer hast und den

wir Frauen nicht ertragen können: Du bist zu gut — bist namentlich gegen mich zu gut gewesen! Siehst Du, gegen so einen fühlen wir alsbald unsere Macht, werden übermüthig — und sehen auf ihn herab, zu dem wir hinaufsehen sollten!"

Hugo nickte unwillkürlich.

„Der Gute ist aufrichtig," fuhr sie fort, „und gibt sich ganz wie er ist. Wir lernen ihn so kennen, und er ist uns klar. Wir wissen, daß er sich gleich bleiben wird, und wir empfinden keine Furcht vor ihm. Was wir aber nicht fürchten, das schätzen wir nicht."

Hugo sah sie an. „So sind die Frauen?" rief er.

„Die Töchter Eva's, ja," erwiederte Helene. „Die Frauen, wenn sie sich selber folgen; — die meisten Frauen!"

Hugo hatte eine Entgegnung auf der Zunge; aber er unterdrückte sie.

„Der Andere," fuhr sie mit gedämpfter Stimme

fort, „ist ein Räthsel. Er beschäftigt uns, lockt uns an, zieht unser ganzes Interesse auf sich. Er sucht uns und entzieht sich uns, wir suchen ihn, um ihn zu halten. Wir sind seiner nie sicher; die Unzuverlässigkeit, bei der Alles möglich ist, ängstigt, beleidigt uns — und unwiderstehlich reizt uns der Gedanke: ihn gefangen zu unsern Füßen zu sehen!"

Hugo schwieg. „Ich begreif' es," versetzte er dann mit einem Tone zugleich des Mitleids und der Trauer. „Eine Eures Geschlechts hat es ausgesprochen: On n'est séduit que par ce qui trompe!"

„Sie hat es gewußt," erwiederte Helene. — „Die Wildheit," fuhr sie nach kurzem Innehalten fort, „die wir hinter den eleganten Formen vermuthen, verletzt und bestrickt uns. Die Selbstsucht, die wir ahnen, übt auf unsere Phantasie eine magische Wirkung. Das Weib sucht den Mann; in dem rücksichtslosen Stolz, dem unergründlichen

Willen erblickt sie ihn, und fühlt nun, ihm sich hinzugeben, ein unendliches Verlangen, indem sie hofft, mit den Künsten des Weibes den Herrn zu meistern."

„Natürlich," sagte Hugo. „Höchst natürlich!"

„Er ist leichtsinnig, frevelhaft: welch ein Reiz und welch ein Triumph, ihn zu bekehren! — Der Gute ist fertig; — was gäbe es bei ihm noch zu thun? Aber den Andern können wir erheben, bilden — retten!"

„Und dieses gute Werk," versetzte Hugo, „darf natürlich nicht ungethan bleiben!"

„Freilich nicht," erwiederte Helene mit schmerzlichem Verziehen des Mundes. — „Um es kurz zu sagen. Der Treue gehört uns, um ihn brauchen wir uns nicht erst zu bemühen; der Unzuverlässige will uns entgehen, ihn müssen wir haben und ihm laufen wir nach. — Schimpflich — aber, leider, die Wahrheit!"

„Arme Weiber!" rief Hugo mitleidig und nicht

ohne einen Ton der Geringschätzung. — „Und dann habt ihr, was ihr gewollt habt?“

„Allerdings,“ erwiederte sie bitter. — „Ich hab' aber noch nicht Alles gesagt. Die Natur und das Glück gefallen sich oft darin, einem Innern, das uns verlockt, das Aeußere zu geben, welches den Zauber vollständig macht. Es ist ein unglaublicher Reiz in der überlegenen Leichtigkeit, in der zierlichen Gewandtheit eines Verführers! Die geheuchelte Verehrung, wenn sie mit Feuer geheuchelt wird, schmeichelt uns viel mehr, als die offene und ehrliche des Treuen, die sich ja von selber versteht! Und zuletzt — Alles, was der Dämon ist und thut, hat den Reiz des Verbotenen! — Wir fühlen gar wohl: ihm ist nicht zu trauen, — er kann die sich Hingebende in's Verderben stürzen! Aber eben das berückt uns. Wir wollen etwas unternehmen — wagen! „Sein oder Nichtsein!“ ruft es in uns. Das Herz klopft in unwiderstehlichem Verlangen, — und wir sind verloren!“

„Verloren!“ wiederholte Hugo im Anschauen der unvermeidlichen tragischen Folgen.

„O,“ rief das Mädchen erschüttert, „welch ein Abgrund liegt im Menschenherzen! Man kann das Gute lieben und verehren, von dem Bösen sich abgestoßen fühlen und über einen Erfolg des Guten sich freuen in Wahrheit, mit gerührtem Sinn! Und hinter all dieser Liebe und Rührung steht doch ein Wille, der sich vorbehält, zu thun was ihm gefällt! Ein unergründliches Verlangen der bethörten Seele: nach der Huldigung, die man dem Guten erwiesen hat, nun auch für den Bösen etwas zu thun, der im Grunde nicht so böse ist, wie man ihn macht, und sich selbst zu belohnen, indem man zu guter Letzt sich ihm an den Hals wirft!“

Hugo, die Erregte betrachtend, schüttelte zu diesen Worten den Kopf wie zu einer leidenschaftlichen Uebertreibung. Helene, ohne darauf zu achten, fuhr mit wehmüthiger Bitterkeit fort:

„Nachdem es nun so steht, kommt endlich ein Vater und sagt: Du würdest mir Freude machen, wenn Du Jenen wähltest! Es kommt ein Bruder, der diese Zumuthung dringender, heftiger stellt. Das Weib widersetzt sich. „Wie! ich soll dem Edeln, der mir vertraut, die Treue brechen? Ich soll ihn unglücklich machen? Niemals! Alle eure Mühe ist vergebens!“ Und während sie dies sagt, ist sie schon entschlossen, dem nächsten Andringen sich zu fügen!“

Hugo wendete sich gegen sie mit dem Ausdruck des Unwillens. „Du verläumdest Dich!“ rief er. „Wenn Andere in ihren Erzählungen sich verschönern, Du verhäßlichst Dich! Es ist die Fiction der Selbstquälerei!“

„Es ist die Wahrheit, wie sie dem unbestochenen Gewissen sich darstellt,“ entgegnete sie mit Ruhe. „Ich habe Zeit genug gehabt, das alles zu erkennen und mir vorzuhalten. Wenn ich mich, so lang ich im Glück zu sein glaubte, selber täuschte

und den Einreden meines Bewußtseins die Ausrede entgegensetzte, mich der Familie geopfert zu haben — das Unglück hat mir die Augen geöffnet. Ich sah mich nun wie ich war — sah mit schrecklicher Klarheit die wirklichen Beweggründe meines Entschlusses — schauderte und schämte mich, wand und krümmte mich, und, ich kann Gott zum Zeugen anrufen, — das einzige Glück, das ich noch hatte, fand ich in dem Gedanken, Strafe zu leiden! — Ja, das Unglück war mir ein Segen," rief sie mit feierlichem Ausdruck, „und immer soll es mir gesegnet sein! Das Unglück ist mein einziger Trost — mög' es mir bleiben bis an mein Ende!"

Sie schwieg erschüttert. Hugo, im Innersten ergriffen, — die Schuld der Geliebten erkennend, aber durch ihr unendliches Gefühl derselben im Tiefsten versöhnt, mit hervorbrechender Freude über den Sieg der Tugend und des Geistes, umfing sie liebevoll. „Nein," rief er, „nicht zum Ende!

Das Unglück, das so begriffen, so getragen, so benützt ist, muß zum Glück führen, um dann für immer zu verschwinden!"

„Und hat es mich denn zum höchsten Glück nicht schon geführt?" erwiederte sie, indem ein Licht inniger Liebe in ihrem Gesicht aufging. „Der böse Zauber ist in Folge seines Schlages gewichen, ich habe den selbstsüchtigen Frevel in seiner Häßlichkeit, den Willen des Guten in seiner wundervollen Schönheit erblickt. — Ich habe," fuhr sie mit gerührtem, zärtlichem Blick fort, „Dich erkennen und schätzen gelernt! — Wenn ich Dir unrecht gethan habe, lieber Freund, wenn ich mit Dir gespielt und Dich verrathen habe — ich hab' es Dir auch wieder hereingebracht! Die Anschauung der entlarvten Gemeinheit, die Erkenntniß meiner Verblendung und meines Unwerths, führte mich zur Anschauung des Adels und der Schönheit Deiner Seele! Wenn das Laster in seiner ganzen Abscheulichkeit sich enthüllt hat, dann kommt die Zeit

für die Tugend; wir erhalten das Organ für ihre Lieblichkeit, ihren unerschöpflichen Reiz wieder! — Der Dämon, das Böse berückt uns, weil es unergründlich erscheint und in ewiger Furcht und Hoffnung die Phantasie beschäftigt. Aber das ist ein Irrthum! Das Böse ist nicht unergründlich, denn es kommt auf und liegt nun kläglich in seinen dürftigen Grenzen vor uns. Das Gute ist allein unergründlich! — ein Quell, der ewig fließt und der, je mehr wir aus ihm schöpfen, nur um so reizvoller und labender wird! O wie hab' ich das erkannt, und welche Stiche gab mir die Erinnerung an meine Blindheit, meine klägliche Schwäche! Was mir als Schwäche an Dir erschienen war, sah ich als Stärke; was ich geringgeachtet hatte, mußte ich im Staube bewundern! In tiefster Einsamkeit wurde ich roth über und über und Flammen wälzten sich durch mein Herz, wenn ich daran gedachte, daß ich Dich auch nach aufrichtiger Bewunderung Deines Geistes und Charakters doch

mit aller Seichtheit einer eiteln Seele belächelt hatte, wie man ein Kind belächelt, weil Du mich liebtest und in der Liebe Dir nicht gütig genug sein konntest gegen mich! Aber die Pein, die ich dabei erduldet, erschloß mir die süßeste Freude. Dein Wesen lag vor mir in unendlicher Schönheit! Ich liebte Dich, liebte Dich in den tiefsten Tiefen meiner Seele; — und nachdem ich so viel Herzeleid erduldet hatte, durfte ich Dich lieben! Ich lebte mein früheres Leben mit Dir — wieder durch, hörte wieder, was Du mir gesagt hattest, und nun erst verstand ich's! — Du bist ein guter Lehrer gewesen und hast mich die Wahrheit so klar sehen lassen als möglich; aber das Unglück hat's doch noch besser gekonnt! Dir mochte ich mich noch verschließen, aber gegen die Argumente des Leides half kein Widerstreben! — Nachdem ich mich genug gepeinigt hatte, ergab ich mich dem Glücksgefühl der Liebe. Du warst fern von mir, Du erfuhrst nichts davon; und so war's meiner

Seele recht, denn diese Strafe wollte ich haben. Aber in andern Momenten sehnte ich mich doch wieder unendlich, Dich wiederzusehen, und schmachtete nach Deiner Vergebung. Denke Dir nun, wie mir's war, als Du wiederkehrtest, — als Du Deine Güte so weit triebst, mir zu sagen, daß Du mich noch liebtest!"

Sie schwieg. Die Thränen, die ihr bei den letzten Worten in's Auge gedrungen waren, flossen die Wangen herab. Hugo, gerührt und unendlich erfreut, umschloß die zarte Gestalt, preßte sie an's Herz und küßte die schöne Stirn, indem auch seine Augen sich trübten. „Warum sollte ich Dich nicht lieben?" rief er aus. „Gibt es denn ein süßeres und liebenswertheres Wesen? Für mich nicht in der ganzen weiten Welt!"

Helene, seine Hand drückend, erwiederte: „O Du bist gut, immer wieder, unversieglich!" Und vom Geiste bewegt, im Fluß des Geistes fuhr sie fort: „Ja, schön ist nur die Güte, die stete, gleiche

Güte, — sie allein macht den Menschen gottähnlich! Der heuchelnde Böse ist ein Räthsel und hat den Reiz des Räthsels; aber wenn die Maske fällt, ist er schal wie ein aufgelöstes Räthsel. Sobald wir den Bösen erkennen, ist er vernichtet; wenn aber der Gute erkannt wird, fängt er erst an zu leben und erhöht sich in Glorie. Wie ist es nur möglich, daß der Böse uns ködert und der Gute schwach erscheint und unmännlich? O kläglicher Stumpfsinn des Weibes! Schreckliche Täuschung des weltlichen Scheines! Der Sinn fehlt uns für den Geist und die Güte! Während wir den Guten für arm ansehen und mit den Spöttern spotten, sind wir selber arm, armselig und kindisch eitel! Und dennoch — wie sicher fühlen wir uns dabei! Ist der Trug dieses Gefühls enthüllt, dann begreifen wir es nicht; aber doch ist der Blitzstrahl des Geschicks nöthig gewesen, um uns die Augen zu öffnen, und hätte er nicht eingeschlagen in die Seele, wir wären im Trug durch's Leben gewandelt!"

Hugo, in dem Unglück der Geliebten seinen und im höhern Verstande auch ihren Gewinn erkennend, schwieg mit tiefem Ernst; sie, indem sie zu ihm sich wendete, fuhr fort:

„Glaube mir, lieber Freund, es ist nicht ein Erzeugniß der Aufwallung, wenn ich sage: ich preise das Leid, das mir widerfahren ist! Nein; — ich zittere bei dem Gedanken, daß es mir nicht widerfahren sein könnte! — Doch, was brauch' ich weiter zu sagen?" fügte sie liebevoll hinzu. „Ohne mein Unglück, wo wäre das Glück, Dich bei mir zu sehen? Dich mit so wunderbarer, unendlich rührender Liebe bei mir zu sehen?"

„Gute Helene!" rief Hugo mit feuchten, strahlenden Augen.

„Die Schrift sagt: wen der Herr lieb hat, den züchtigt er! — Dank sei Ihm! Auch mich hat er lieb gehabt, denn er hat mich gezüchtigt — und durch Züchtigung gerettet! Ich habe Ursache, die Ruthe zu küssen, die mich geschlagen hat, und ich

thu' es!" Sie schwieg; dann, mit einem eignen wehmüthigen Lächeln, fuhr sie fort: „Schöner wär's freilich gewesen, wenn ich die Strafe nicht nöthig gehabt hätte! Ich vermuthe sogar, daß Gott, wenn er den lieb hat, den er züchtigt, den andern, den er nicht züchtigen muß, um ihn zu retten, am liebsten hat von Allen und ihn immer am liebsten haben wird!"

Hugo lächelte mit Güte. „Das ist ein schweres Problem!" entgegnete er. „Halten wir fest an dem, was wir haben!"

„Wohl," versetzte sie. „Meiner Schwäche und Blindheit war die Strafe nöthig; und nun will ich eben diesen Weg lieben und mich seiner freuen! Ich will nicht klagen, will nicht jammern darüber, daß ich das Leben werde lassen müssen in so jungen Jahren — es wäre ein Rückfall in die frühere Seichtheit! Der ewige Gewinn allein ist mein Ziel! Die Strafe, ich fühl' es, sichert mir ihn, wenn ich sie dankbar dulde bis zu Ende, und ich

werde sie dulden! — Daneben," setzte sie hinzu, indem sie mit zärtlichem Blick Hugo's Hand ergriff, „will ich Dein sein, so lang ich noch auf dieser Erde wandle!"

„Mein," rief Hugo, „bist Du nicht für die Zeit der Erde, mein bist Du auf ewig!"

Er nahm sie in seine Arme und küßte sie mit dem Feuer der innigsten Liebe; sie erwiederte den Kuß, und nie fühlten zwei Liebende sich glücklicher als sie, die Unglücklichen!

Sechstes Capitel.

Einige Regentage kamen und gingen, die Natur stellte sich wieder mit schöner Witterung ein. Der Garten duftete neubelebt. Der Zustand angehender Verwilderung, in welchem er sich befand, schadete ihm nicht, sondern gab ihm einen Reiz mehr. Verfall der Kunst, der ein ungehemmteres Hervortreten der Natur zur Folge hat, macht in der Regel einen poetischen Eindruck, wenn auch einen melancholisch poetischen. Ist ein Park, der von der Gemessenheit der Cultur sich wieder dem ursprünglich Regellosen zugeneigt hat, waldähnlicher geworden, so träumt sich's nur um so freier und

heimlicher in ihm. Das Rauschen der Wipfel klingt romantischer. Man glaubt den Menschen ferner zu sein, und hat ein schöneres Gefühl sicherer Einsamkeit.

Der Stimmung unserer Liebenden kam der Garten eben so am freundlichsten entgegen. Die Verschönerung nach den Regentagen hatte die Sonne übernommen. Sie trocknete, was man trocken wünscht, gab der Luft eine wohlthuende Wärme und vergoldete das Grün des Unkrautes wie des Krautes. Wo diese Pflegerin das Ihre thut, da kann menschliche Sorgfalt mangeln und die Erde wird sich doch erfreulich ausnehmen.

Eines Morgens waren die Beiden in den Laubgängen umhergewandelt. Die wenn auch langsame Bewegung und herzliche Wechselreden hatten die Wangen des Mädchens gefärbt, und Hugo, dem sie nicht nur schöner, sondern auch frischer, genesungverheißender erschien, sah sie mit einem so glückseligen Glanz des Auges an, daß es ihr auf-

fallen mußte. Sie erröthete aus Freude und rief unwillkürlich: „Guter Hugo! Du liebst mich! — liebst mich wirklich!“

„Ist das etwas Neues?“ versetzte er lächelnd.

„Du hast es mir zwar schon gesagt,“ erwiederte sie, „aber ich muß doch immer wieder darüber staunen! — Du bist ja glücklich!“ fügte sie, selber glücklich, hinzu.

„Allerdings,“ bestätigte er; „und ich finde das höchst natürlich!“

„Ach!“ rief sie mit einem Seufzer der Genugthuung.

„Was willst Du?“ fuhr er heiter fort. „Du hast mir's eben angethan: ich kann nicht mehr von Dir loskommen!“

„Hast Du das schon einmal versucht?“ fragte sie.

„Ich werde mich wohl hüten!“ entgegnete er. — „Bei Dir zu sein, ist mein Leben, die einzige Freude meines Daseins!“

Helene lächelte bewegt. „Aber,“ erwiederte sie

nach einem Moment und hielt inne, als ob die Entgegnung nicht über die Lippen wollte. Dann sagte sie: „Du bleibst Dir eben gleich, Hugo. Du liebst — wo Mancher nicht mehr lieben würde!“

„Zu seiner Unehre!“ versetzte Hugo. „Ich liebe mit hellstem Verstand, und bin mir bewußt, eben das Liebenswürdigste zu lieben!“

„Weil Du es so haben willst!“ entgegnete Helene.

Hugo schüttelte den Kopf. „Liebste,“ sagte er, „was liebt die Liebe denn Anderes, als die Seele? Auch wer die äußere Schönheit liebt, liebt unbewußt eben die Seele, denn die Schönheit ist der Ausdruck der Seele. Wer aber die Seele nicht meint, der liebt nicht!“

„Indessen,“ versetzte Helene, und stockte wieder, indem ein wehmüthiges Lächeln für sie sprach.

„Die Seele,“ fuhr Hugo sie begreifend fort, „ist ewig, und wenn sie schön und liebenswürdig ist, so ist sie's ewig. Wer aber, der seinen Ver-

stand beisammen hat, wird das Vergängliche lieben und nicht vielmehr das Ewige? Wer wird das Schöne lieben, das häßlich werden und ganz vergehen kann, wenn er das Schöne sieht, das ewig schön bleibt?"

„Ganz wohl," versetzte das Mädchen. „Aber für dieses Leben wünscht man sich doch auch Gesundheit des Leibes, Kraft und Lust des Daseins!"

„Große Güter!" entgegnete Hugo; — „ich will sie nicht verkleinern. Doch weicht endlich die ausdauerndste Kraft und Schönheit des Leibes dem Alter und dem Tode. Wer ihr vertraut hat, findet sich getäuscht und muß verzagen, während Jener, der auf das Wesentliche baut, in ihm Ersatz für Alles findet — Ersatz für alles Unwesentliche, das der Zeit zum Raube fällt!"

Helene erwiederte mit einem unwillkürlichen Blick des Dankes.

„Die Seele," fuhr Hugo fort, „muß erscheinen, schön erscheinen. Aber wenn sie erschienen ist und

volle, ganze Liebe entflammt hat, dann ist der Zweck der Erscheinung erreicht. Denn die Liebe hat ihre Schönheit in sich aufgenommen und behält sie ewig in sich. Die wunderbare Blüthe des Lebens ist in die Sphäre des Ewigen erhoben; sie lebt ewig im erinnernden Geist und wird ewig erneut in schöpfungsfreudiger Liebe."

„Es ist wahr," versetzte das Mädchen. „Da doch Alles vergeht und nur als Erinnerung fortlebt, so genügt es, einmal gewesen zu sein, die Freude des Lebens erfahren und gegeben zu haben, — wenn auch nur auf kurze Zeit!"

Hugo schwieg. Dann sagte er: „Es ist ein Glück, das jedem andern sich vergleicht: in der Zeit unvergleichlicher Blüthe mit allen Zaubern von der Liebe gesehen und zu steter Erneuung der Seele gewonnen zu sein. Wie schön aber dieser Besitz ist, dem Liebenden ist er vor Allem die Weisung auf die Seele selber, die ihm so hold erschienen. Nicht im Gedanken an die Erscheinung, in

dem Bewußtsein, daß die geliebte Seele lebt, ewig lebt, findet der Liebende das höchste Glück! — Aber freilich —"

„Nun?" unterbrach ihn Helene. „Auch Du hast ein Aber?"

„Ein großes," versetzte Hugo. „Der Liebende liebt die Seele, die Ursache aller Schönheit, die selbst und ewig schöne; aber — sie muß ihn wieder lieben!"

Helene's Gesicht erheiterte sich. „Diese Bedingung," erwiederte sie, „find' ich in der Ordnung!"

„Die Seele," fuhr Hugo fort, „ist nur liebenswürdig, wenn sie liebt — nur schön, wenn sie liebt! Eben die Liebe macht sie so schön, daß sie den Liebenden entzückt und mit der Wonne der Ehre die Flamme der süßesten Leidenschaft in ihm lodernd erhält. Nur die Liebe gewährt Bürgschaft, daß die Seele ewig schön sein wird, ewig liebenswerth und ewig beseligend!"

„Nun," versetzte Helene mit einem Blick der

Güte, „dann kannst Du mich getrost lieben. Denn meine Seele liebt Dich, und wird Dich ewig lieben!“

„Holde!“ rief Hugo, ihre Hand ergreifend, mit einem Strahl der Zärtlichkeit in seinen Augen.

„O Hugo!“ erwiederte sie, „wie sollt’ ich das nicht? Dein Geist ist so erhaben, Dein Charakter so edel, Dein Gemüth so freundlich; und Du liebst mich — unverdient, gewiß! — aber Du liebst mich! Ich sehe in Deine Seele wie in ein Paradies, wo morgenfrische, heilige Schönheit leuchtet. Welch eine Empfindung, verglichen mit der, die der Dämon in uns erregt! Es ist Wonne! Die Regung, welche diesen Namen verdient, fühlen wir nie gegen Jenen, bei dem alle Freude getrübt ist durch Unruhe und durch die dumpfe Bangigkeit einer Seele, die sich selbst verloren hat. Wenn wir den Edeln lieben, dann haben wir die Gewißheit, daß wir ihm ewig gehören. Die Lust der Erde hat allen Zauber verloren, und von der göttlichen Freude,

die unser Herz erfüllt, sehen wir auf sie nur hernieder, um entzückt zu fühlen, was wir dafür errungen haben."

„Ah," rief Hugo. „Wie wohl thut es, das zu hören!"

„Und wie wohl, es sagen zu können! — Ich wiederhole es Dir: alles Leid, das ich erduldet habe, preise und segne ich um dieser Folgen willen! Und wenn mein Vergehen dazu nöthig war, so preise ich auch dieses! Bin ich unfähig gewesen, so hab' ich's doch gelernt und kann es jetzt, was mich ewig beglücken wird: Dich erkennen und Dich lieben!"

Sie hatte das Letzte mit einem innig holden Blick aus nassen Augen gesagt; und das Herz Hugo's, dem das Geständniß um so rührender erschien, je sanfter es gesprochen war, schlug in Entzücken. Er umfing die Geliebte mit Leidenschaft und gab ihr die zärtlichsten Namen.

„Ach," rief sie, die Hand auf seine Schulter

gelegt, „was ist Alles noch möglich — am Rande des Abgrunds! Das Leben ist doch schön — schön auch für mich! — Und es thut weh, von ihm scheiden zu müssen!“

Hugo sah plötzlich ernst auf sie. „Warum immer diese Gedanken?“ rief er mit dem Vorwurf der Güte. „Fühlst Du Dich nicht besser? Du gehst aufwärts, nicht abwärts! Also getrost!“

Helene schwieg; dann schüttelte sie gelassen den Kopf. „In meiner Seele,“ entgegnete sie, „ist keine Hoffnung. Ich verdiene nicht zu leben — und kann mir's nicht denken. Es wäre zu viel für mich!“

„Sei doch muthig,“ rief Hugo, „und hab' das Herz, glücklich zu sein! Wo ist denn der heroische Wille, der sonst in Dir war? Gebrauch ihn jetzt zum Leben!“

„Und Du willst, daß ich lebe?“ erwiederte sie mit einem Lächeln, dessen Wehmuth durch einen Schein zärtlicher Schelmerei erhellt war.

„Ich verlang' es von Dir," entgegnete Hugo, „Du bist mir's schuldig! — O könnte ich Wunder thun! Die Erde ist schön für die Guten, sie verdient, daß wir lange leben auf ihr und wirken, was nur auf ihr gewirkt werden kann!"

Das Mädchen sah für sich hin. Dann ihm die Hand gebend, sagte sie: „Ich versprech' es Dir — und will thun, was ich kann!"

Hugo schüttelte die Hand mit freudigem Beifall. — Ein Geräusch machte sie aufsehen, und bald darauf kam der Vater gegen sie heran. Helene ging ihm entgegen, der Liebende folgte und sagte für sich: „Ihr Herz ist froher geworden, und die Freude bekommt ihr. Nun, Liebe, thu' ein Uebriges, verstärke die Kunst des Menschen und führe sie zum Sieg!" — —

Zwei Tage später, an einem Sonntag nach Tisch, kam die Familie Wildau zum Besuch. Die Frau nahm das Wickelkind dem Dienstmädchen ab und der Gatte führte den bald dreijährigen

Knaben: so begrüßten sie im Hof die entgegengehenden Verwandten.

Es war ein erfreuender Anblick! Heiterkeit, Gesundheit, Selbstgefühl sprachen aus den Gesichtern so natürlich und so treuherzig, daß sie unmittelbar den schönsten Antheil erweckten. Die Eltern zeigten ihre Kinder und hörten die Lobeserhebungen mit glückseligen Augen. Man brachte die Kleine durch neckende Liebkosungen zum Lachen, und der blondhaarige Junge gab eigene naive Einfälle zum Besten, die auch dem alten Herrn ein Lächeln abgewannen.

Zu den wenigen Erscheinungen, die auf Erden ein Bild des Vollkommenen gewähren, gehört eine glückliche Familie. Die Freude der Eltern ist rein und ganz; nicht oberflächlich und immer zu entfliehen bereit, wie so manch andere Freude der Erde, sondern überschwänglich und aus unversieglichen Lebenstiefen immer wieder sich erneuend. Sie ist zugleich natürlich und heilig: die Frische

der unmittelbaren Lust von weihendem Licht übergossen. Die Eltern fühlen sich ergänzt durch die Kinder; sie blicken hinaus in eine unabsehbare Kette lebenhervorbringenden Lebens und triumphiren in ihrem Herzen über das Gefühl der Vergänglichkeit. Spricht sich das nicht als Gedanke aus, so ist es doch als Empfindung in ihnen und der wohlwollende Betrachter kann es von ihren Mienen lesen.

Während die Oberförsterin, die Kleine auf dem linken Arm wiegend, in verjüngter Schönheit bei dem Baron stand, ließ Helene das Auge auf ihr weilen. Die Züge des Mädchens drückten ein edles Mitgefühl aus; eine herzliche Freude glänzte aus ihrem Gesicht; der Ernst derselben ging aber endlich in Wehmuth über, und sie athmete, daß es wie ein Seufzer klang. Hugo, der sie beobachtet hatte, schien ihre Gedanken zu errathen. Er wurde ernst und nickte wie Einer, der sich etwas vorgenommen hat.

Der Nachmittag ging vergnügt hin. Dem Knaben konnte in Schloß und Garten Vieles gezeigt werden, was ihm Rufe der Bewunderung entlockte, die dann wieder seine Führer erheiterten. Die junge Frau, nachdem sie das Kind dem Dienstmädchen übergeben hatte, setzte sich zu Helene, rühmte ihr besseres Aussehen, ließ sich von ihrem Leben und Treiben erzählen und pries, um auf ihr Angesicht noch schöneres Licht zu rufen, den gemeinschaftlichen Freund. — Wildau seinerseits ermangelte nicht, Helene gegen Hugo für gekräftigter zu erklären und im Widerspruch gegen die frühern Aeußerungen seine Hoffnung auf ihre Genesung auszudrücken. Mit Befriedigung hörte er von ihm, daß dem Verwalter in aller Stille ein Wiederkauf bereits gelungen sei. Er erklärte seinen Beifall und rief ihm ein „Glückauf" zu, das eine allgemeine Bedeutung hatte.

Nach herzlichem Abschied, als die Familie schon wieder im Wagen saß, drückte der Knabe seine

Freude über die Heimfahrt so lustig aus, daß den Hierbleibenden das häusliche Glück, dem die Fahrt entgegenging, reizend fühlbar wurde.

Die Sonne sank, die Luft wurde kühler — die Drei kehrten in den Saal zurück. Der Vater begab sich von hier auf sein Zimmer, stumm, wie man das an ihm gewohnt war. Hugo und Helene waren allein. Auch sie schwiegen. In der Dämmerung, welche den Raum zu durchfließen begann, gingen die Seelen in sich zurück, die Bilder des Nachmittags stellten sich ihnen dar, und sie überließen sich ihren Gedanken.

„Wie schön ist's doch," begann endlich Helene, „Eltern und Kinder zu sehen, alle gesund und vergnügt! Man hat ein Gefühl, als ob's gar kein Leid auf der Erde gäbe und die Menschen ohne Ausnahme gut und glücklich wären!"

„Das," versetzte Hugo, „ist aber schon der Eindruck eben der Familie Wildau!"

„Ich verstehe Dich," sagte Helene. „Das

Schönste am Glück ist, zu sehen, wie die Glücklichen es verdienen."

Hugo nickte. „Ich kann mir kaum einen Menschen denken," versetzte er dann, „bei dessen Wohlsein man so sehr das Gefühl hätte, daß es dauern werde, wie bei dem unseres Oberförsters. Er ist gebildet und urtheilt vortrefflich; aber doch hat er zugleich etwas von einem Naturmenschen, und es wird ihm nicht schwer, in unbewußtem Vergnügen den Tag hinzuträumen. Ein echter Forstmann, dem das Leben in Wald und Feld etwas von der Art des Landvolks gegeben hat und der nun mit seiner Geistescultur eine der angenehmsten Erscheinungen geworden ist. Das sind Leute für diese Welt! Kernhaft, genügsam und ausdauernd leben sie ein Leben goldener Zeit in's höchste Alter hinein!"

„Die Frau," bemerkte Helene nach einem Schweigen, „ist nicht weniger zu rühmen. Es ist wunderbar, wie sich hier gefunden hat, was zusammenpaßt!"

„Nun," entgegnete Hugo, — „er hat sie gewählt — und recht gewählt!"

„Zu seiner Freude!" setzte das Mädchen hinzu. „Zur Freude eines Hauses von Glücklichen! — Wer so lebt und thätig ist, — wer so liebe, schöne, gesunde Kinder hat, wie dieses Paar, der weiß, warum er auf der Welt ist!"

Hugo schwieg zu diesen Worten, die mitfühlend, aber doch in einem Tone gesprochen waren, aus dem eine innere Trauer herausklang. Dann sagte er: „Allerdings, liebe Helene; sie sind geborgen, ihr Leben hat Sinn. Aber — erlaube mir diese Bemerkung! — Die Natur ist reicher, — und namentlich ist Gott größer, als Du anzunehmen scheinst!"

„Was meinst Du?" fragte sie.

„Kann man aus Deinen Worten nicht zugleich heraushören, daß diejenigen, denen es versagt bleibt, eine Familie zu gründen, im Gegensatz zu Jenen nicht wissen, wozu sie auf der Welt sind?"

„Und wenn dies meine Ansicht wäre?“ sagte Helene nach kurzem Bedenken.

„Dann hättest Du über dem Einen das Andere vergessen, wie es einer Philosophin nicht wohl geziemte!“ entgegnete Hugo. — „Es gibt nicht nur die Natur, sondern auch den Geist! Nicht nur die Welt, sondern auch Gott! Nicht nur die Erde, sondern auch den Himmel!“

„Daraus folgt?“ erwiederte sie.

„Daß der lebende, strebende Mensch, wenn er in der ersten dieser Sphären das Glück nicht zu erlangen vermag, um so tiefer in die andere eindringen und hier für das dort Entzogene den Ersatz finden kann.“

„Das mag sein,“ entgegnete das Mädchen. „Gehören aber Geist und Natur nicht zusammen, und schließt das Glück in der einen Sphäre die Befriedigung in der andern aus?“

„Nicht nothwendig,“ erwiederte Hugo. „Aber wie die Menschen sind, lassen sie sich von einer

Sphäre anziehen und vertiefen sich in sie auf Kosten der andern."

„Allerdings," versetzte Helene nach einigem Bedenken; „das ist möglich!"

„Sogar gewöhnlich," erwiederte Hugo. Und nach kurzem Schweigen fuhr er fort: „Wie schön ist es, einer Familie vorzustehen, — wie süß und reich ist das Glück der Eltern! Aber eben dieses Glück und die Thätigkeit, die seine Erhaltung nöthig macht, zieht ab von der Sphäre des Geistes, von der Sphäre der Geister! Die Freuden der Natur durchströmen den Menschen in solcher Fülle, daß das Herz an ihnen sich genügen läßt, wogegen die beraubte Seele, nach Ersatz verlangend, diesen in der Sphäre des Geistes sucht und auch findet!"

„In der That," rief Helene, „so ist es! — Und es ist eine wahre Ausgleichung!"

„Wenn nun," fuhr Hugo fort, „das, was die

beraubte Seele findet, eben das Edlere wäre? Das Höhere und das Erhebendere?“

„Dann hätte sie,“ erwiederte Helene, „das bessere Theil erwählt, wie Maria —“

„Und könnte sich nicht beklagen. — Wenn das nicht wäre, liebe Freundin, dann hätte die Austheilung von äußerem Glück und Unglück, von Ueberfluß und Mangel, wie wir sie in der Welt finden, etwas Erschreckendes, ja Entsetzliches. Aber Unglück und Entsagung führen in Tiefen, die der Glückliche nicht kennen lernt, sie erfüllen mit einem Reichthum, den der Glückliche nicht erlangt, sie geben dem Geist Anlaß, in Höhen sich aufzuschwingen, in welche der Glückliche sich nicht erhebt, damit ist die Ungleichheit weggetilgt!“

„Wahrhaftig,“ rief Helene; „und wunderbar!“

„Die Freuden, welche die Natur gewährt, leuchten unmittelbar ein und scheinen die beglückendsten zu sein; aber die Seligkeiten in der Sphäre des Geistes wiegen sie auf und bieten eine feinere

Befriedigung: wenn das Leben des Geistes fruchtbar und liebevoll gelebt wird! — Erinnerst Du Dich des Gesprächs, das wir letzthin über die Religiosität der früheren Jahrhunderte geführt haben? Die wahren Heiligen, die wahren Mönche und Nonnen (wie wenige es sein mögen!) — die wahren Asketen und Mystiker haben in der Liebe zu Gott, im innigen Verkehr mit ihm Wonnen empfunden, die ihnen theurer waren als alle Genüsse der Erde; — sie haben in ihrem innern Leben ein göttliches Gnadengeschenk erblickt, wofür ihr Herz dankbar schlug, und vor der Berührung mit der Welt sich gescheut, als ob sie dadurch befleckt und ihrer Ehren entsetzt würden. — Sind sie wohl im Unklaren gewesen über den Zweck und Sinn ihres Daseins?"

„O," rief Helene mit einem Ton bittender Abwehr.

Jener fuhr fort:

„Sie haben sich erhaben gefühlt über die

Sphäre der Natur und haben heruntergesehen auf die Glücklichen in ihr wie auf glückliche Kinder. Sie wußten sich höhern Ranges, und mit Recht. Denn sie genossen den Umgang mit Gott und kosteten die lichtern und reinern Freuden. Armuth an irdischem Glück drängte sie grade näher an das Herz Gottes, erfüllte sie grade mit der heiligsten Liebe und rief die süßesten Schauer der Befriedigung in ihnen hervor. Alles das ist historische Wahrheit. Wir besitzen die eigenen Schilderungen dieser gottgeliebten Menschen, in Wort und Bild, und müssen erkennen: so reden, malen und singen konnte nur die wirkliche, lodernde, selige Liebe!"

Helene, von Herzen beistimmend, sagte: „Du hast mich widerlegt; ich muß meine Behauptung einschränken und sagen, daß neben glücklichen Eltern nur diejenigen sich beraubt fühlen werden, die ihr Glück entbehren, ohne sich in die Region des Geistes aufschwingen zu können."

„Ohne den schöpferischen Geist der Liebe zu

haben, der im höhern Kreise eben die süßesten Blüthen des Glücks erzeugt," fügte Hugo hinzu.

„Wohl, mein Freund. Aber das Glück der Familie erscheint hiernach fast als etwas Untergeordnetes, und so kann ich's doch nicht ansehen. Die Liebe und Freude der Eltern ist so ehrwürdig, in ihrer Art so heilig —"

„Gewiß," fiel Hugo ein. „Weil aber eben von ihm aus das Glück des innern Lebens gerne verkannt und in Frage gestellt wird, darum hab' ich dieses gegen jenes in seiner Glorie gezeigt. Natur und Geist bilden ein Leben, und wenn auch jedes etwas für sich ist, so haben sie doch die Bestimmung, liebend in einander zu sein und sich wechselseitig mit ihren Gaben zu erfüllen."

„Das Ziel wäre also doch das Leben in beiden Sphären," warf Helene ein, „und die glücklichsten Menschen wären diejenigen, welche die Vorzüge von beiden in sich vereinigen könnten?"

„Ohne Frage. Aber dies ist in wahrer Har-

monie nur Wenigen vergönnt. Und wenn wir nun auf der Seite des Geistes stehen, stehen müssen, — erkennen wir, was uns bleibt auch ohne jene Vereinigung!"

„Wohl," sagte das Mädchen.

„Erkennen wir, daß von den beiden die höhere Region uns aufgethan ist und daß wir in ihr Freuden schöpfen können, die für sich allein überschwänglich beglücken!"

„Allerdings; allein —"

„Erkennen wir," fuhr Jener mit Ernst und Nachdruck fort, „daß wir die Freuden, die uns zunächst versagt sind, uns ebenfalls aneignen können — durch Liebe! Durch liebevollen Antheil an dem Glück der Andern; durch herzliche Freude daran, durch gütige Förderung desselben!"

„Beim Himmel, ja!" rief Helene; „und das ist die Hauptsache!"

Hugo nickte erfreut. „Denken wir uns," be-

gann er dann wieder, „eine glückliche Mutter, die der Familie lebt, und eine Heilige, die sich Gott geweiht hat. Es kann die Eine das Glück der Andern verkennen, obwohl der Heiligen dies am wenigsten zustände. Beide können sich aber auch begreifen, ihren Werth und ihre Besitzthümer wechselseitig anschauen und sich dadurch wechselseitig ergänzen. Wie hold ist der verehrungsfrohe Blick der Mutter auf die Heilige, der theilnahmvolle Blick der Heiligen auf die Mutter! Wie schön wird die Heilige durch das liebevoll aufgefaßte Glück der Mutter bereichert — die Mutter durch das Glück der Heiligen erhöht und geadelt! Welch ein herzerfreuendes Bild, diese beiden Vertreterinnen des Geistes und der Natur! Welch eine Aufgabe für die Kunst, es uns in lebensvoller Charakteristik vor Augen zu stellen!"

„Schön, wahrhaft schön!" rief Helene. „Und die Kunst hat es schon dargestellt! — Die Kunst," fuhr sie nach einem Moment fort, „hat aber auch

das Höchste schon dargestellt: die Heilige, welche Mutter ist — die Mutter des Heilands!"

„Ja," rief Hugo; — „und das ist das Ideal für alle Zeiten! — Aber das Ideal würde nicht erheben, sondern niederschlagen und wahrhaft schaden, wenn es den wirklichen Menschen, dem ein bestimmtes Loos zu Theil geworden, unfähig machte, sich desselben zu freuen! — Wir leben in der Zeitlichkeit, meine liebe Helene; wir müssen erkennen, was wir haben und was wir von unsern Bedingungen aus in Wirklichkeit oder nur in der Idee zu erreichen vermögen. Haben wir Alles erwogen, dann sind wir auf Alles gefaßt; und was das Geschick uns bringen möge, wir können unser Loos ergreifen und daraus gestalten, was für uns das Beste ist."

Helene gab Hugo, der neben ihr auf dem Sopha saß, hierauf die Hand und sagte: „Du hast Recht wie immer — ich danke Dir." Dann fuhr sie fort: „Wir Frauen sind darin eigen; wir

wissen's — und wir vergessen's wieder! — Wir sind weltlicher, irdischer als ihr, trotz allem Philosophiren, und das Glück der Natur erscheint uns gar zu gern wieder als das Begehrenswertheste. Wir sehen es mit unserer Seele, wir lieben es —"

„Lieb' es!" rief Hugo; „aber frei, mit freiem und heiterm Gemüthe! Lieb' es in glücklicher Liebe! — Wie wunderbar," fuhr er ihre Hand ergreifend fort, „kreuzen sich Gefühle und Gedanken in uns! Bin nicht ich der Hoffende? Glaube nicht ich, daß das Glück für uns auf Erden noch möglich ist?"

„Dies mit Unrecht, lieber Hugo," erwiederte das Mädchen jetzt. „Nein! Sehnen und trauern kann ich, glauben und hoffen kann ich nicht mehr! — Für diese Welt nicht mehr!"

„Das ist nicht gut gesprochen," entgegnete Hugo mit einem Ton des Vorwurfs.

„Ich kann nicht anders," versetzte Helene.

Hugo schwieg. „Nun," erwiederte er dann mit

Ernst, „wenn dem so wäre, so erheben wir uns über das Glück der Erde! Was die Erde versagt, das gewährt uns der Himmel in höchster Fülle, wenn wir zur Vollendung uns fähig beweisen. Denn in der Vollendung der Wesen und in der Vermählung des Geistes mit der Natur besteht der Himmel. Vollendet in sich wird jedes Wesen vollkommen lieben, Unendliches in Liebe geben und empfangen können. Die Fähigkeit, die uns schon auf Erden erfreut und ergänzt: Geschick und Glück der Andern als Poesie in uns aufnehmen zu können, sie werden wir dort im höchsten Maße besitzen. Die Liebe wird frei sein, und die sich vor Allen lieben und liebend suchen, werden sich vor Allen finden und liebend beglücken! Was hier als Ideal vor unserer Seele steht, das werden wir dort in idealer Wirklichkeit an's Herz drücken und göttliche Wonnen fühlen. — Sehnen wir uns darum auf Erden, lieben und leiden wir! Freuen wir uns des Glücks, das uns gegönnt ist, in Hoff-

nung! Freuen wir uns des halben Glücks, wenn uns ganzes nicht zu Theil werden mag: zum ganzen führt endlich die Natur der Dinge und der Wille Gottes, der sich selber nur Genüge thut, wenn er die Strebenden zu ihrem eigensten Genügen vollendet."

Hugo hatte die letzten Worte kaum gesprochen, als die Thür sich öffnete, der alte Christoph mit einer brennenden Lampe hereintrat und der Baron, einen Brief in der Hand, ihm folgte.

„Es ist gut," rief er den sich Erhebenden zu, „daß ich Euch noch beisammen treffe! Nach so vielem Unglück hat es doch auch noch ein Glück für mich gegeben! Seht hier!" fuhr er den Brief emporhaltend fort. „Er ist von Karl und durch einen Expressen geschickt. Hört, was er schreibt!"

Er trat zu der Lampe und las:

„Lieber, theurer Vater! Ich melde Dir, was ich so eben aus dem Munde meiner Amalie vernommen. Sie gewährt mir die Hoffnung, Vater

zu werden! Das Herz schlägt mir, indem ich dieses schreibe. Ich nehm' es als ein Zeichen, daß Gott unserm Hause wieder gnädig ist und daß es wieder gedeihen und emporkommen soll! Dank Ihm — glühenden Dank! — Theil es nur gleich der lieben Schwester mit (ich bin ihr wahrlich eine Freude schuldig!) — und Hugo, dessen edles Gemüth sich mit uns freuen wird. Lebe wohl und sei glücklich! Dein über Alles glücklicher Sohn Karl."

Helene hatte sich vor den Vater gestellt, dem die Freude die ehemalige Helle und Frische des Geistes wiedergegeben zu haben schien; nach den letzten Worten fiel sie ihm um den Hals, küßte ihn unter Thränen und rief: „O das ist eine gute Nachricht! Das hat uns gefehlt! Lob sei Gott, daß er's uns gewährt hat! — Nun," setzte sie mit bewegter Stimme hinzu, „nun kann ich sterben!"

„Mein Kind!" rief der Vater; „was sagst Du da! Willst Du mich wieder unglücklich machen?"

„Nein, Helene," rief Hugo zu ihr tretend, „nun mußt Du grade leben! Du mußt sehen, wie es aufwärts geht mit Deinem Haus, und mitgehen! — Ohne Dich gibt es kein Glück für uns!"

„Ja," rief der gute Vater mit überströmender Liebe, „Du mußt leben und glücklich sein! — Ich kann nicht leben ohne Dich!"

Helene, mit nassen Augen, reichte Jedem eine Hand und rief: „Ich will's versuchen! — O, es thut mir wohl, so geliebt zu sein!"

Sie legte den Kopf an die Brust des Vaters, um die fließenden Thränen zu verbergen; dann, sich umwendend, sagte sie dem Freund mit weicher Stimme Gutenacht und ging mit dem Vater hinweg, um ihn auf sein Zimmer zu geleiten.

Hugo schaute ihnen nach und sagte zu sich selbst: „Nun hab' ich einen Lebenszweck — und eine Pflicht mehr! — Ich freue mich unendlich, sie erfüllen zu können; und ich werde sie erfüllen!"

Siebentes Capitel.

Die nächste Zeit brachte der Familie neue Befriedigungen. Dem Verwalter gelangen mehrere Wiederkäufe und namentlich wußte er einen herrlichen Wald, die Perle der frühern Besitzungen, mit geringen Opfern zu erwerben. Als der Baron dies erfuhr, drückte er Hugo die Hand mit einem Ausdruck, der neben der Freude auch etwas von Demuth hatte.

Der Beauftragte fand übrigens nicht für gut, dem philosophischen Herrn auch die kleinen Kriegslisten mitzutheilen, die er bei seinen Unternehmungen zu Hilfe zog. Er verständigte sich wegen

der nöthigen Ausgaben lieber mit dem Oberförster.

„Der Herr von Lichtenfels," sagte er einmal zu diesem, „muß nicht Alles wissen! Er ist zu grade, und würde mir am Ende meine kleinen Manöver gar verbieten. Aber die Welt ist die Welt. Wenn ich die Leute nicht einfädle, dann krieg' ich nichts von ihnen. Es ist eben nöthig!"

Wildau lächelte. „Es scheint," entgegnete er, „daß Sie dieses Nöthige doch auch nichts weniger als ungern thun!"

Der Verwalter lachte. „Gegen Sie, Herr Oberförster," sagte er, „will ich's nicht leugnen. Keine größere Freude hab' ich in der Welt, als wenn ich einen Kerl, der aus purem Eigensinn Nein und noch einmal Nein sagt, zuletzt doch fange. Die Bauern sind Stöcke; aber ich und mein Freund Baruch werden Herr über sie. — Nun, wenn Alles geht, wie's gehen soll, dann verdient unser Jude zu guter Letzt noch ein tüch-

tiges Präsent. Er ist ein Schlaukopf, wie's nur einen gibt, und wenn er einen Vorschlag macht, von dem er meint, er müsse zu etwas führen, dann glitzert er in einem Vergnügen, daß man ihn gern haben muß."

Der Oberförster, nach einer heiter bedenklichen Miene, sagte: „Nun, da die Leute dabei doch eigentlich zum Gelde kommen, so kann's passiren! — Wie habt ihr's denn aber angefangen, den Wald von dem Müller loszueisen, der einer der härtesten Köpfe in der ganzen Umgegend ist und sich so gefreut hat, ihn zu haben?"

„Ja," erwiederte der Verwalter mit einer schlauen Bewegung der Arme, „das hat auch ziemlich Mühe gekostet, und ohne die Müllerin wär's nicht gegangen. Wie ich das erste Mal dort war, um so drum herum zu reden, gab der Müller gar nicht auf mich Acht; aber ich merkte bei der Gelegenheit, daß die Frau ein eigenes Wohlgefallen an Herrn Hugo habe!"

„Ah," rief Wildau.

„Sie wissen," fuhr Jener fort, „es ist gar ein gutes Weib, und sie rühmt nun an Herrn von Lichtenfels besonders, daß er so gut sei und so treu, und so freundlich gegen die Leute, ein Mann, den man gern haben müsse u. s. w. Als der Müller einen Gang in den Hof machte, benutzte ich die Gelegenheit, ihr zu sagen, daß dieser gute Herr unglücklich wäre, wenn er den Wald nicht wieder bekäme. Denn er wolle Ellerburg an sich bringen und halte nun hauptsächlich auf den Wald, weil dieser seit Urzeiten dazu gehört habe. Wenn sie das machen könnte, dann würde er ihr von ganzem Herzen dankbar sein! Auch rechne er auf sie; denn er wisse, daß der Müller ihr nichts abschlagen könne und daß es also im Grund nur auf sie ankomme!"

„Lügner!" drohte der Oberförster.

Jener zuckte die Achsel. „Da wir den Wald um jeden Preis haben mußten," fuhr er fort, „so

that ich sogar noch etwas: ich ließ durch den Juden einen Halsschmuck kaufen und überbrachte ihn der Müllerin — als ein Geschenk von dem Herrn Baron."

„Aber das ist ja —"

„Nothwendig gewesen," unterbrach ihn der Wackere. „Der Glaube der Frau mußte gestärkt werden. — Unterdessen hatte der Jude seine Versuche mit dem Müller begonnen und wäre bei dem ersten fast zum Hause hinausgeworfen worden. Baruch ist aber nicht der Mann, auf so etwas viel zu geben. Er kam wieder und wieder, sagte dem stolzen Gesellen, was er gern hörte, und rühmte den Wald auf dem Fuchsberg, der gegenwärtig zu haben ist, mit einem Eifer, daß jeder Andere nachgegeben hätte. Wenn der Baruch Einem etwas beibringen will, kommt er in eine Leidenschaft, — er wird ganz roth und ordentlich zornig und macht's so ernsthaft — verzeih mir's Gott, ich ließ' mich selber von ihm anführen! Der

Müller blieb dennoch auf seinem Kopf. Nun, jetzt mußte eben die Müllerin dran! Da sie schön und jung ist, er alt und nicht mehr schön, so begreifen Sie, daß er endlich Ja sagen mußte. Wir wurden Handels einig."

„Aber Ihr seid ja Spitzbuben!" rief Wildau vergnügt.

Der Andere machte eine bescheiden ablehnende Bewegung.

„Was wird aber Baron Hugo sagen, wenn ihm die Müllerin für den Schmuck dankt?"

„Dafür ist schon gesorgt," erwiederte der Verwalter. „Sie wird mit Niemand davon reden, auch mit Herrn von Lichtenfels nicht, und ihn höchstens noch ein wenig freundlicher ansehen als bisher."

Wildau stand mit heiterer Miene. „Wissen Sie, daß Sie mir halb und halb vorkommen, wie der heilige Crispin?" — Sie kennen ihn?"

„Ganz gut," versetzte jener mit Lachen. „Aber

ich bin nicht der Einzige. In unserer Gegend ist z. B. ein Herr, mit dem ganz leicht zu handeln sein soll, wenn er für sich etwas kaufen oder hergeben will. Gilt's aber für das Forstamt ein Geschäft zu machen, dann hat man mir gesagt, dürfe man mit ihm auf seiner Hut sein!"

Wildau lachte. In der That gehörte er zu den in Deutschland nicht seltenen Menschen, die liberal sind in ihren eigenen Angelegenheiten, aber genau und schlau, wenn es sich um den Vortheil des Herrn oder des Staates handelt. — Er versetzte:

„Nun, Sie sind ein guter Verwalter. So eine Art Widerspiel von dem in der Schrift! — Wenn Sie sich am Ende nicht doch auch mit dem gesparten Mammon Freunde machen wollen in Ellerburg!"

„Ei, Herr von Wildau," entgegnete Jener, der ihn sogleich begriff, „das will ich gar nicht leugnen! Ich schau' auf den Vortheil des Herrn, und

thu', was ich kann. Ein solches Gut wieder schön beisammen zu sehen, ist an sich eine Freude. Aber allerdings glaub' ich, daß mich Herr von Lichtenfels als Verwalter behalten wird. — Er wird auch schwerlich einen bessern kriegen!"

„So ist's," versetzte Jener. „Ihr Lohn wird sein, daß Sie auf den Vortheil des Herrn sehen dürfen, so lange Sie leben!" —

An einem kühlen, aber trocknen Morgen der letzten Octoberwoche fuhr Hugo mit Wildau, den er im Forstamt abholte, zu Karl von Ellerburg auf Besuch. Die kleine Stadt, wo sich die Invaliden befanden, war hübsch gelegen und machte an einem still hingleitenden Fluß mit gärtenumkränzten Mauern einen idyllisch freundlichen Eindruck. Hugo bemerkte dies gegen den Oberförster und sagte:

„Hier kann ein liebendes Paar glücklich sein!"

„Wir werden es, hoff' ich, so finden," erwiederte dieser.

Der Empfang in einer einfachen, aber hellen

und zierlich gehaltenen Stube war überaus herzlich. Karl begrüßte den Jugendgenossen mit einem freudigem Ausruf und zeigte über den Besuch eine beinahe feierliche Genugthuung. Die junge Frau, etwas magerer als früher, aber glänzend froh, machte auf Hugo einen höchst angenehmen Eindruck. Man konnte sie als eine weiblich idealisirte Wiederholung des Bruders ansprechen, so sehr glich sie ihm und so viel anmuthiger und feiner waren doch ihre Formen. Sie schüttelte dem Wohlthäter ihrer Familie, dessen nähere Bekanntschaft sie jetzt erst machte, kräftig die Hand und sah ihn dabei mit einem Auge an, das ihm den Dank sonnig entgegenblickte.

Eine Vergangenheit, wie die des jetzigen Majors, konnte in der Seele eines ernsten Betrachters Gedanken der Sorge erwecken. Wenn aber Hugo mit dergleichen gekommen war, so entflohen sie beim Anblick der jungen Frau. Als er mit Karl allein war, sagte er:

„Du bist glücklich trotz Allem, und Du wirst es bleiben! Du hast einen Engel im Hause, vor dem das Unglück, wenn es Dir nahen wollte, wieder zurückgehen würde.“

„Das fühl' ich auch,“ versetzte Karl; „und das ist mein Trost!“

Nach einer fröhlichen Mahlzeit machte man einen Spaziergang um den Stadtgraben. Hugo hatte gute Nachricht von dem Befinden Helene's mitgebracht; diese wurde nun Gegenstand der Unterhaltung und ihre Genesung das Ziel der innigsten Wünsche. Endlich glaubte man sich der Hoffnung überlassen zu dürfen! Amalie betheuerte mit dem Erröthen des tiefsten Gefühls, daß Nichts auf der Erde sie mehr beglücken würde als die Wiederherstellung ihrer Schwägerin. Sie habe so viel gelitten, sei das geistvollste, beste und auch jetzt noch schönste Wesen, daß sie je gesehen! — Der Bruder konnte einen Seufzer nicht zurückhalten.

„Wenn das geschähe," sagte er, „dann wäre der letzte Druck von meinem Herzen genommen. In alles Andere, was mich betroffen hat, ergeb' ich mich, und," setzte er mit einem liebevollen Blick auf die Gattin hinzu, „es kommt mich nicht schwer an! Aber der Verlust meiner Schwester wäre der grausamste Schlag für mich! — Gott mög' ihn abwenden!"

Bevor man sich trennte, mußte das Ehepaar versprechen, an einem der nächsten schönen Tage zum Besuch nach Ellerburg zu kommen. Hugo hatte der Frau bemerkt, daß ihr Erscheinen jetzt namentlich den Vater über Alles beglücken würde!

Auf dem Heimwege tauschten die Freunde Worte des Vergnügens über das Wohlbehagen der Gatten und rühmten die Welt, auf der, wenn man auch schon entsagt habe, doch noch viel Genuß des Daseins möglich sei. — Vom Forstamt an allein in der Chaise, in sternheller Nacht, überließ sich Hugo seinen Gedanken, die einen frohen Lauf nah-

men. Der Anblick des glücklichen Ehepaares hatte eine ermuthigende Wirkung auf ihn geübt. Was hier möglich war, sollte es nicht anderswo in anderer Weise möglich sein? Welt und Natur sind nicht so gefühllos, als es zuweilen den Anschein hat; nach dem Sturm kommt auch wieder die Sonne, nach der Starrheit des Winters der Lenz, und in lebendigen Menschen liegen unendliche Hilfsquellen, die zuweilen das Unmögliche möglich und wirklich machen.

Der Liebende war so voller Muth, er fühlte sich an Körper und Geist selber so kräftig, so wohl, daß er unwillkürlich die eigene Stärke auf Helene übertrug und es ihm war, als müßten vor dem energischen Willen des Lebens die letzten Reste ihrer Krankheit weichen.

In den Hof eingefahren, sah er die Fenster noch hell und freute sich, die guten Nachrichten, die er von seinem Besuch mit heimgebracht hatte, heute noch melden zu können.

Er trat in's Schloß und wollte sich in den Saal begeben. Da sah er Christoph mit brennender Kerze vom Gange links herkommen, der zu dem Zimmer Helene's führte. Er wartete — warf einen Blick auf ihn und starrte ihn an: der alte Mann weinte, die Thränen liefen ihm die Wangen herunter. Bestürzt, erschreckt, rief Hugo:

„Was ist geschehen? Ist dem Baron etwas zugestoßen? Ist Helene — schlimmer geworden?"

Der treue Diener betrachtete ihn mitleidig. Dann wischte er sich die Thränen aus den Augen und sagte:

„Ach, Herr Baron, was würde es helfen, wenn ich's Ihnen auch verschwiege? Das Fräulein hat wieder einen Anfall gehabt und ist sehr schwach. Der Doctor ist bei ihr. — Aber," setzte er nach einem Blick auf den Bleichgewordenen hinzu, „sie fühlt sich jetzt schon wieder besser! O, sie hat eine gute Natur!"

Hugo, den Sturm in seinem Herzen mit Gewalt bezwingend, sagte:

„Kann ich sie sehen?"

„Warten Sie ein wenig," entgegnete der Alte nach kurzem Besinnen. „Ich muß ein Glas holen und will dann fragen."

Er ging. Eiseskälte durchfuhr die Brust Hugo's.

„Großer Gott," rief er, „was hast Du mit mir vor? Hab' ich mich so grausam betrogen? Mich in den Himmel geträumt, um in einem Abgrunde des Unheils zu erwachen?"

Christoph begab sich in das Zimmer zurück, erschien wieder, lud ihn ein zu kommen, geleitete ihn an die Thür und öffnete sie. Hugo trat ein und ging auf das Bett zu, das von dem Arzt, dem Vater und der Dienerin umgeben war. Der Arzt trat bei Seite und Hugo stand vor Helene. Diese wendete das wachsbleiche Angesicht, das im Schein der Lampe einen seltsamen Schimmer hatte,

auf den Geliebten und ein bei allem Leid süßes Lächeln verklärte ihre Züge. Sie reichte ihm die blasse Hand und nickte, als ob sie sagen wollte:

„Nun ist's gut!"

„Wie ist Dir?" rief er mit gedämpfter Stimme.

„Besser," erwiederte sie hauchend.

Hugo betrachtete sie und die Worte des Laertes über Ophelia kamen ihm in's Gedächtniß. Krankheit und Leiden zerstörten nicht, sie veränderten nur ihre Schönheit! Das Werk liebender Geister, die schöne Seele, triumphirte über die grimmigsten Mächte des Hasses, die sie zu verhäßlichen strebten. So lag sie da, eine hinwelkende, aber im Welken und Vergehen noch leuchtende Blume!

Welche Schauspiele bietet uns die Erde! Welchen Jammer bringt sie dem liebenden, liebetief empfindenden Menschenherzen!

Die Augen Hugo's füllten sich mit Thränen. Helene sah es und schüttelte den Kopf auf dem Kissen.

„Du weißt nicht!“ sagte sie dann. „Es ist doch recht —“

Ein Husten unterbrach die Rede. Der Arzt gab ihr und dann Hugo einen Wink. Dieser ergriff nochmals die dargereichte Hand, fühlte sich von den zarten Fingern gepreßt, blieb, die Liegende anschauend, noch eine Weile und verließ erst auf eine neue Mahnung des Arztes mit dem Vater das Zimmer.

Sie gingen in den Saal. Hier brach der Vater zum ersten Mal sein dumpfes, trostloses Schweigen.

„Es ist wieder nichts gewesen, Hugo,“ sagte er mit einem schmerzlichen Seufzer. — „Es ist aus mit uns!“

Jener, der die Pein des Vaterherzens fühlte, sprach von Hoffnung.

Der alte Mann antwortete mit einem bittern Lächeln.

„Es ist aus,“ wiederholte er; „wir gehen unter! — Ich glaub' an Nichts mehr.“

Hugo schwieg, warf sich in einen Lehnstuhl, bedeckte sein Gesicht mit den Händen und ließ den schmerzlichen Gefühlen, die sich in ihm erzeugten, ihren Lauf.

Nach einer Viertelstunde kam der Arzt. Er meldete, daß er eine Wiederholung nicht befürchte. Die Anordnungen für die Nacht seien getroffen, die Kranke habe sich Allem gefügt und sei, nachdem sie Herrn von Lichtenfels gesehen, überhaupt viel ruhiger. — Den Vater ermahnte er, sich schlafen zu legen. Gertrud und Christoph würden bei dem Fräulein wachen und seien für alle Fälle unterrichtet; würden auch ihn, wenn es nöthig sei, wieder wecken. Die ehemalige Wärterin solle morgen kommen.

Der Baron nahm Abschied und entfernte sich.

Hugo faßte den Arzt bei der Hand und sagte: „Lieber Doctor, in Ihrem Gesicht liegt ein

Geheimniß. Ist dieses Unglück von selber gekommen oder ist ein äußerer Grund vorhanden? — Reden Sie! Die Wahrheit kann ich ertragen, wie sie auch laute, die Ungewißheit tödtet mich!“

Der Arzt sah einen Moment für sich hin.

„Wer kann hier mit Sicherheit antworten?“ sagte er dann. „Ich muß aber leider glauben, daß ein äußerer Grund die Schuld hat! — Als ich kam — ich war glücklicherweise schon auf dem Wege in's Schloß! — lag die Patientin im Bette, ich that, was nöthig war, und trat von dem Lager erst wieder zurück, als sie beruhigt, in einer Art Schlummer dalag. Zufällig warf ich einen Blick auf den Schreibtisch am Fenster und sah hier mehrere Briefe, deren zwei mit Blut geröthet waren. Ich betrachtete sie — und erkannte die Handschrift des Fräuleins! — Es waren die Briefe, die sie an ihren ehemaligen Verlobten gerichtet hatte!“

„O Himmel!“ rief Hugo.

„Von Christoph und dem Baron," fuhr Jener fort, „brachte ich heraus, daß die Arme stets davon gequält war, ihre Briefe an den Grafen nicht wiedererhalten zu können. Sie hatte durch den Vater nämlich die Briefe Geierstein's den Erben desselben zugestellt und die ihrigen dafür zurückverlangt! Aber es war erwiedert worden, man könnte sie nicht auffinden. Der alte Herr ergab sich darein und auch Helene schien sich endlich zu beruhigen. Im Stillen muß sie ihre Bemühungen doch fortgesetzt haben. Sie sagte zum Vater einmal: sie vermuthe, daß die Staatsräthin, die ihr nach dem Tode des Grafen als der Unheilstifterin bittern Groll kundgegeben, sie besitze und verleugne. Es muß in der That so gewesen sein. Vor drei Wochen ist die Frau gestorben und heute gegen Abend sind die Briefe durch die Post an das Fräulein gelangt. Ich sah in den, welcher vorn lag und fast ganz mit Blut übergossen war — als Arzt hatte ich nicht nur das Recht, sondern die

Pflicht dazu! — er enthielt Betheuerungen der zärtlichsten, leidenschaftlichsten Liebe!“

Ein tiefer Seufzer war Hugo’s Antwort.

„Alle Wunden ihrer Seele scheinen dadurch wieder aufgerissen worden zu sein. Die Scham über den Irrthum ihres Herzens brachte das Blut in Wallung, die Selbstanklage, wozu sie einen so verhängnißvollen Drang besitzt, tobte gegen ihr Innerstes — und in der wilden Aufregung brachen die kranken Organe.“

„Schrecklich, schrecklich!“ rief Hugo. „Das Geschick ist also unerbittlich? Es verfolgt die Unglückliche mit einem wahren Scharfsinn der Grausamkeit? — O Welt des Unheils! Welt des Elends!“

Der Arzt nickte mit traurigem Ernst.

„Ja,“ sagte er, „es ist eine Welt des Elends: das wissen wir am besten! Die Zeit härtet uns ab; aber wir werden nicht ganz gefühllos; — ich

wenigstens nicht." Er drückte Hugo mit feuchtgewordenen Augen die Hand.

Der Liebende stand mit athmender Brust.

„Denken zu müssen," rief er in Verzweiflung, „daß sie ohne diesen Zufall gerettet worden wäre! — O Dämonen, Dämonen!"

Der Arzt, mitleidig, erwiederte:

„Noch ist nicht alle Hoffnung verloren! Fassen Sie sich!"

Hugo nickte — glaubenslos. Plötzlich rief er:

„Die Briefe! die Briefe! — Sie müssen entfernt werden!"

„Sie sind es!" versetzte Jener. „Ich habe auf meine Verantwortung gehandelt, und sie in's Feuer geworfen ohne Ausnahme! — Die Eigenthümerin, wenn ich's ihr mittheile, wird mich lossprechen."

Die Nacht verging ohne Störung. Hugo, im Saale verweilend oder im Gange leise gehend und horchend, wachte bis gegen Morgen und begab sich erst zur Ruhe, als Christoph ihm sagte, daß das

Fräulein schlafe und daß es über Erwarten gut gehe.

Am andern Morgen erschien der Arzt mit der erprobten Wärterin aus dem Flecken, wo er selbst wohnte, und es wurde die sorgsamste Pflege angeordnet. Aus den Mienen der Kranken sprach eine Ergebung, die fast den Ausdruck der Zufriedenheit hatte. Sie verlangte nach Hugo. Dieser erschien, erfreute sie mit Worten und Bezeigungen der Liebe und blieb den ganzen Vormittag, indem er der Wärterin einen Theil ihrer Dienste abnahm. Der Baron, als er die zarte Wachsamkeit und den Eifer sah, den Hugo dabei an den Tag legte, wurde bis zu Thränen gerührt.

Am zweiten Tage kamen die Nächstverwandten, die ihren Besuch versprochen hatten, zu schmerzlichem Wiedersehen. Man grüßte sich trauervoll, sprach Worte der Hoffnung und verlebte einen Tag der Bangigkeit und des Kummers. Am tiefsten darniedergedrückt erschien Karl. Amalie, voll inni-

gen Mitleids, trug die Last ihrer Gefühle mit Seelenstärke. Liebevoll tröstend nahm sich die lebenskräftige Gestalt rührend aus neben der bleichen Rose, die mit inniger Zärtlichkeit zu ihr, der Hoffnung ihres Geschlechts, emporsah. Auch unter diesen Verhältnissen beglückte die Gesegnete Vater und Tochter und warf einen süßen Schein in ihre Seelen.

Karl, der eine Stütze suchte, hielt sich mit Wildau zu Hugo. Dieser hatte seine Klagen zu hören, bei der Wiedererzählung dessen, was ihm der Arzt mitgetheilt, seine verzweifelnden Ausbrüche zu beschwichtigen, und ward ihm recht eigentlich ein Stab, an dem er sich wieder aufrichtete. Der seit jenen tragischen Vorgängen innerlicher gewordene und zarter fühlende Mann sprach dies auch gegen ihn selber aus und sagte zum Abschied:

„Du bist mein einziger Trost, Hugo; ich hoffe noch, weil Du sie liebst! — Was wären wir

ohne Dich? Es ist eigennützig, wenn ich's sage, aber ich muß es sagen: Verlaß uns nicht!" —

Eine Schilderung der Krankheit und ihres Verlaufs gehört nicht zum Zwecke dieses Buches. Der Dichter kann das Elend der Welt erscheinen lassen, damit die Seelen es in seiner Tiefe fühlen und seine Schauer empfinden; aber ihm zu folgen in seine besondern Entfaltungen, ist nicht seine Aufgabe.

Sagen wir darum, was zu sagen ist, in Kürze. Die Hoffnungen, die man nach dem wiederholten Anfall in den ersten Tagen hegen konnte, erfüllten sich nicht. Ein Husten stellte sich ein, der die Kranke bedrängend ängstigte. Die Züge verfielen sichtbar. Das arme Mädchen, die trotz Allem doch so viel Süßes, Holdes und Begeisterndes erfahren hatte, lernte nun das Bitterste kennen — den Schmerz und die Unmacht des Leibes, die auch das Licht in der Seele auslöschen und das Herz nur zum Fühler der Leere, der Ungestalt machen.

Es sind Augenblicke, wo alle Besitzthümer verloren, alle schönen Momente der Vergangenheit in den Graus der Gegenwart verschlungen zu sein scheinen! — Augenblicke, wo die verkehrte Welt ihre quälendsten Spitzen gegen die bebende Seele richtet und das Nichts hold und lockend erscheint vor der grausamen Wüstheit des Seins! — —

Es kamen dennoch wieder Tage der Milderung des Leidens und einer verhältnißmäßigen Ruhe. Die Nahrung, welche Helene zu sich nahm, bekam ihr sogar endlich wieder und das Reden ging ihr leichter. — Ihr Geist konnte nicht ruhen. Sie richtete Fragen an Hugo, welche dieser beantworten mußte, und führte so Gespräche herbei, die der Arzt vielleicht nicht gutgeheißen hätte, die ihr aber wohlzuthun schienen.

Eines Nachmittags, wo die Sonne, durch Wolken gedrungen, mit ihrem länger entbehrten Licht das Zimmer erhellte, war sie wieder aufgestanden und saß auf einem Lehnstuhl gegenüber

dem Freunde. Sie hatten über Allerlei gesprochen und schwiegen. Helene, aus ihren Gedanken sich erhebend, sah mit einem eigen melancholischen Blick auf Hugo und sagte:

„O über die Nichtigkeit des menschlichen Daseins! Man kommt auf die Welt, und das Leben in ihr ist ein stetes Hinschwinden des Lebens! Eine Flamme, die im Winde zittert und die ein Hauch ausblasen kann! Warum schaudert man — warum freut man sich nicht lieber des Todes?"

Hugo sah sie an und schüttelte den Kopf.

„Die Pflicht," versetzte er, „gebietet uns zu leben. Man darf nicht sterben wollen, so lange man lebt! — Du mußt leben wollen, meine Liebe," setzte er herzlich mahnend hinzu; — „immer, immer wieder!"

„Und wer sagt Dir, daß ich's nicht will?" entgegnete sie. „O, ich wollte schon! In meinem tiefsten Herzen lebt der Wunsch darnach. Ich hab' eine Phantasie, die mir immer wieder die schönsten

Bilder vorzaubert, und wenn ich scheiden muß, weiß ich wohl, wovon ich scheide! Aber es erhebt sich in mir eine Stimme und ruft: Es ist besser, wenn Du gehst! Du sollst nicht leben, sollst nicht glücklich sein! Die Gerechtigkeit duldet's nicht! Deine Buße muß völlig sein!"

Ein Blick der Mißbilligung ging aus dem Auge Hugo's.

„Antworte dieser Stimme," rief er, „daß Du genug geduldet hast — übergenug!"

Helene machte ein Zeichen der Verneinung und schwieg. Dann sagte sie:

„Die Ruhe ist süß; und mein Herz wird um so ruhiger sein, je mehr ich leide. Das Leiden macht mich frei. Ich fühle mich losgesprochen, wenn ich Alles dulde bis zu Ende, und es ist mir, als wenn ich nie von dem Pfade der Ehre gewichen wäre!"

„Unseliger Hang!" entgegnete Hugo. „Du

bist unendlich viel strenger gegen Dich, als ich's gegen mich wäre!"

Das Mädchen richtete einen ruhig überlegenen Blick auf ihn.

„Weißt Du denn, wie Dir's wäre," sagte sie, „wenn Du Dich pflichtwidrig benommen hättest? Du hast ja davon gar keine Erfahrung!"

Hugo prüfte das Angesicht Derjenigen, die so sprach, — er erkannte den Geist, der in ihr sich offenbarte — und auf einmal war es ihm, als ob auch er für sie keine Hoffnung mehr hegen könnte. Ein Schauer erfaßte ihn — tiefer Ernst nahm ihn ein; aber zugleich sprang in seinem Geist ein eigener Quell des Trostes. Hinter dem fliehenden irdischen erschien ihm das ewige Leben in leuchtenden Farben. Die Sinnendecke fiel von seiner Seele: er sah die Gegenwart als Schein, die verheißene Zukunft als Wahrheit; die Erkenntniß, die er bisher nur im Geiste gehabt hatte, war That und Leben geworden!

Er wollte reden und die Gedanken seiner Seele aussprechen — die Geliebte kam ihm entgegen.

„Lassen wir den Streit," fuhr sie fort. „Meine Worte sind strenger als meine Gefühle; was ich aber auch empfinden mag — es ändert nichts. Mein Leben geht hin — und was ist's denn auch? Wir scheiden ja nur von der Erde! Wir leben fort und tauschen für das mängelvolle Dasein ein besseres ein. An diesem Glauben halt' ich und er tröstet mich im Angesicht des Todes!"

„Und dieser Glaube ist Wahrheit," versetzte Hugo. „Wir werden in das irdische Dasein nur geboren, um den Anfang zu machen eines Lebens, das ewig währt. Wir sind, sind selber; und wie wir sein wollen, werden wir sein."

„Ein Wunder," sagte Helene nach einem Schweigen, „ist schon dieses Leben! Das fühlt man nicht im Glück und in der Gesundheit, wo man's hinnimmt und meint, es müßte so sein. Man fühlt es, wenn es vergehen will und zum Staunen doch

immer noch da ist. — Woher kommt es? Wem danken wir's?"

Hugo sah sie an, — er glaubte sich der Antwort und einem Gespräch, das ihr tröstlich werden konnte, nicht versagen zu dürfen. Mit einem Lächeln, als ob er über die Frage sich wunderte, sagte er:

„Wem anders, als dem Einen, der Alles ist? Von dem ewig Seienden haben wir, die geworden Seienden, das Sein!"

„Und dieses Sein ist ewig, weil es von dem Ewigen kommt?" entgegnete Helene nach einer Pause des Nachdenkens. „Es ist ewig, weil er es gewollt hat und werden ließ?"

„Und ewig will!" setzte Hugo hinzu. „Alles, was entsteht, ist werth, daß es zu Grunde geht, sagt der böse Geist mit Recht. Aber was der Unentstandene zum Leben berufen hat und ewig lebend haben will, um sich ewig daran zu freuen, das vergeht nicht."

Helene nickte, als wollte sie sagen: das ist begreiflich!

„Die Beweise für die Unsterblichkeit der Seele," fuhr Jener fort, „setzen alle Gott voraus — den lebendigen Gott, den Vater und Herrn aller Dinge. Wäre dieser Gott nicht, dann könnte von einer Fortdauer des Menschen nach dem Tode nicht die Rede sein; dann wäre aber auch schon der Mensch auf Erden, das thatsächlich wollende und denkende Wesen, unerklärlich!"

„Wir haben darüber gesprochen," versetzte Helene nach kurzem Schweigen, — „ich erinnere mich's. Du sagtest: Wollende und denkende Wesen können nicht aus Dingen entstehen, die nicht wollen und nicht denken —"

„Weil die hervorbringenden Dinge nicht Fähigkeiten mittheilen können, die sie selber nicht haben," vollendete Hugo. „Da der Mensch, das selbstbewußte Einzelwesen, ist, so muß nothwendig das selbstbewußte absolute Wesen sein, aus dem

allein solche Einzelwesen hervorgehen konnten. Gott ist der Herr des Universums und mit dem Universum, das ihm, der es durchwaltet, lebendig verbunden ist, Alles; er ist Geist, wollendes und denkendes Wesen, das wollende und denkende Wesen hervorgebracht hat, um liebend ihrer froh zu werden. Er läßt die Menschen auf Erden entstehen und sich bilden und hilft ihnen zur Vollkommenheit, um an ihnen seine vollkommene Freude zu haben: darin, und darin allein liegt die Gewähr unserer Unsterblichkeit!"

„Ja," rief Helene, „das ist der Fels, auf den wir bauen können!"

„Wenn dieser Hauptgrund feststeht," begann Hugo wieder, „dann erst gelten auch die andern Gründe für jene Lehre. — Es ist eigen. Die Unsterblichkeit der Seele ist so vielfach bezweifelt worden, und eben jetzt kommen wieder Geister empor, die sich anstellen, als ob sie des Vergehens im

Tode gewiß wären; und doch sprechen alle Gründe für die Fortdauer, keiner dagegen."

„Keiner?" versetzte Helene.

„Keiner!" wiederholte Jener. „Denn der einzige, den die Gegner aufzubringen vermögen, ist keiner. Alles, was von dieser Seite vorgebracht wird, läuft nämlich auf das einfache Bekenntniß hinaus: Wir sehen nicht ein, wie der Mensch nach dem Tode fortleben soll! Das ist aber offenbar kein Grund. Die meisten Menschen sehen das Meiste nicht ein: es wäre sehr schlimm, wenn das Meiste schon deswegen auch nicht wäre!"

Ein Schein von Heiterkeit ging über die Züge der Hörerin.

„Wenn wir Gott haben und seinen Willen, uns ewig zu besitzen," bemerkte sie, „dann ist's allerdings genug. Er, der uns auf Erden entstehen ließ, wird auch wissen, uns zu erhalten, was in Wahrheit kein größeres Wunder ist als

das Hervorbringen. Wir können ihm das Vertrauen wohl schenken und die Sorge überlassen!"

„Und es ist schön," versetzte Hugo, „wenn wir ihm vertrauen, schön, wenn wir glauben, ohne zu sehen. Durch solchen Glauben ehren wir ihn, wie wir auch Menschen ehren, denen wir ohne Beweise glauben; — und er wird den Glauben belohnen, der ihn ehrt!"

„Ja," sagte die Kranke. „Der Glaube an Gott und seine Endzwecke ist edel und süß. Er ist eine Kraft und stammt aus einer Tugend. Wir glauben an die Liebe, wenn wir selber Liebe haben. Wir glauben an das Heil, wenn wir es selber Allen verschaffen möchten."

„Das ist's!" rief Hugo mit einem zärtlichen Blick auf die Geliebte. „Wie könnte uns die mangelnde Einsicht in das Wie des Fortlebens ein Grund seiner Leugnung sein, wenn wir erkannt haben, daß Gott ist und unser Fortleben wollen muß? Sprechen alle Gründe dafür, daß wir

fortleben werden, dann wissen wir zu unserm Trost genug, und wir können sogar mit einer eigenen Lust, weil mit einem eignen Schwung des Muthes, dem annoch Ungewissen entgegengehen!"

„Ja," rief Helene mit glänzendem Auge. „Das ist die Empfindung!"

„Wir müssen fortleben!" versetzte Hugo mit Nachdruck. „Ein Leben, das zu Nichts vergeht, ist sinnlos und wäre besser gar nicht entstanden. Ein Wesen, das wird und lebend sich bildet, muß sich ausbilden zur Vollkommenheit und in Vollkommenheit ewig leben — dann allein hat sein Werden Sinn und der vernünftige Mensch wird sagen: Nun begreif' ich es; dazu war's der Mühe werth, in's Dasein zu treten!"

„Offenbar!" erwiederte sie.

„Alles weist auf dieses Ziel und fordert es! — Die Natur strebt nach Glück, nach reinem Genuß des Daseins; Geist und Herz trachten nach Erkenntniß, nach sittlicher Vollendung und harmo-

nischer Thätigkeit. Alles das wird uns aber auf Erden in Wahrheit nicht zu Theil. Wir können hier nur suchen und ringen und werden nur durch unzulängliche und flüchtige Erfolge belohnt. Welchen Sinn hätten jene Triebe nun, wenn dieses irdische Leben nicht bloß der Anfang, sondern schon Alles wäre, und sie nach der höchst unvollkommenen Befriedigung in diesem Leben nicht eine stets vollkommenere, sondern das Nichts erwartete?"

„Keinen," versetzte Helene. „Das Menschenleben wäre die kläglichste Erfindung, die trostloseste Gaukelei!"

„Was aber die Triebe des Menschen fordern, das fordern mächtiger noch die Triebe der Menschheit. Auch die Menschheit entwickelt sich und geht einem Ziel vollkommenen Lebens entgegen: das lehrt uns die Geschichte, das lehren uns die übereinstimmenden Ideen ihrer edelsten Vorkämpfer. Wird sie dieses Ziel in der gegenwärtigen Ord-

nung der Dinge erreichen? Sie mag sich glücklich preisen, wenn sie vor ihrem Ausgang nur noch ein angenähertes Gleichniß jener Lebensharmonie verwirklicht, die uns allein befriedigen kann!"

„Für diese Welt," bemerkte Helene, „ist allerdings auch das schon eine kühne Hoffnung!"

„Die sich auch nur erfüllen kann, sofern der Menschheit das Ideal vor Augen steht, welches Gott selbst realisiren wird! — Auf dieses Ideal weisen alle Kräfte und Arbeiten des Menschengeschlechts: die Wissenschaft, die nach allseitiger Erkenntniß, die praktische Thätigkeit, die nach steter Verbesserung, die Kunst, die nach vollendeter Schönheit strebt. Auch diese Mächte erreichen auf Erden ihre Zwecke nur gewissermaßen und annähernd: die Weihe der Vernunft, die ganze Rechtfertigung ihres Strebens können sie also nur erhalten, wenn sie sich in einer Sphäre der Vollkommenheit vollkommen genügen dürfen! — Du hast ein Bedenken?" setzte er nach einem Blick auf sie hinzu.

„Das Du heben wirst," entgegnete sie. — „Man könnte einen Widerspruch darin finden, daß in der Sphäre der Vollkommenheit sich auch noch ein Trieb der Verbesserung befriedigen soll!"

Hugo versetzte:

„Ich muß mich genauer ausdrücken. Die Vollkommenheit, die ich meine, ist das vollkommene Leben, zu dessen Vollkommenheit eben die Möglichkeit des Fortschrittes, die stete Erneuerung, Erweiterung und Verschönerung gehört. Der Unterschied zwischen den beiden Sphären des Himmels und der Erde ist nur, daß wir hier auf eine grobe und materielle Weise fortschreiten, dort auf eine feine und geistige. Hier mit der spröden, feindseligen Materie kämpfend, unter Leiden und Sorgen, dort von der freundlich gewordenen unterstützt, mit Selbstgewißheit und Freude."

„Ach wohl!" rief das Mädchen. „Und die Vernunft in uns will eben diese Vollkommenheit!"

„Könnte sie etwas Besseres wollen?“ entgegnete Hugo.

„Nein,“ versetzte Jene, indem sie ihn freundlich ansah.

Hugo, nach kurzer Pause, fuhr fort:

„In ganz besonderm Sinne heischt der Grund und Boden alles Lebens — die Gerechtigkeit, die Fortdauer des Menschen. Wir verlangen für jedes Thun die natürlichen Folgen in Lohn oder Strafe. Wir verlangen Wohlsein und Ehre für die bewiesene Güte, Züchtigung und Schmach für die bewiesene Bosheit. Wir erkennen, daß nichts Gutes ohne solchen Lohn, nichts Böses ohne solche Strafe bleiben dürfe, wenn uns nicht das Leben selbst als ein hohles Possenspiel der Willkür erscheinen soll. Und diese Forderung der Gerechtigkeit rechtfertigt sich auch vor der Liebe: denn nur die Strafe beruhigt das Gewissen und nur das Leiden bewirkt Selbsterkenntniß und Besserung.“

Helene stimmte zu.

„Wird aber," fuhr Jener fort, „die Gerechtigkeit durch die Geschicke der Menschen auf Erden befriedigt? Allerdings trägt die Tugend ihren Lohn, die Sünde ihre Strafe in sich selbst; und könnten wir in das Herz des Bösen, der äußerlich glücklich ist, und in das Herz des Guten sehen, der äußerlich zurückstehen muß, wir würden schon hier unvergleichlich mehr Justiz wahrnehmen als mit dem bloß sinnlichen Auge. Aber auch dann würden wir sehen, daß noch unendlich viel zu thun übrig bleibt. Gemeinheit und Bosheit freuen sich bei verstocktem Sinn und weitem Gewissen und, setzen wir hinzu, bei gesundem Leib ihres Lebens bis zu Ende, während der Edle, mit der verkehrten Welt ringend, oft bis zu Ende leidet und die bittersten Tränke zu sich nehmen muß. Auch die göttliche Rechtspflege und die Erziehung der Menschen durch sie beginnt nur auf der Erde und kann Abschluß und Sinn erst in andern Regionen finden. Die Seele, die vom Leibe scheidet, muß darum in

eine Sphäre gelangen, wo sie Alles erfährt und duldet, was zur Befriedigung der Gerechtigkeit eben so wie zu ihrer eigenen Reinigung und Erhöhung nothwendig ist."

„Und wohl ihr," rief Helene, „wenn sie dahin gelangt! — Wohl der edelsten und besten wie der niedrigsten und schlimmsten!"

„Wohl auch der schlimmsten," erwiederte Hugo, „allerdings! Denn die Buße, wenn sie voll wird, erzeugt die Rettung. — Hab' ich nun wohl zu viel gesagt, wenn ich behaupte, daß alle Gründe für die Unsterblichkeit der Seele sprechen, keiner dagegen? Erlangt der Mensch in andern Sphären die ihm entsprechende Vollkommenheit — wird er, wie er ist, endlich zur mitverdienten Vollkommenheit erhöht, dann hat das gegenwärtige Leben Sinn! Außerdem hat es keinen, und nur der sinnlose Mensch kann sich damit zufriedengeben. Ein solcher sieht den Tod, kann sich das Fortbestehen der Seele ohne Leib nicht denken, meint,

das Nichtswerden der Seele verstehe sich nun von selbst und behauptet es darum. Aber dieses Nichtswerden versteht sich nicht von selbst, vielmehr, da das Dienende, der Leib, nicht vergeht und sich nur verwandelt, so ist das Nichtswerden des Herrschenden und wahrhaft Seienden, des Geistes, gradezu undenkbar! Nichts beweist der Tod als die Scheidung des bisher Verbundenen — das Ablegen der groben Hülle, die ihre Dienste gethan hat und dem Geist in die höhere Sphäre nicht mehr folgen kann."

„Wahrlich," rief Helene, „so ist es! — So muß es sein!"

„Wir haben," fuhr Hugo fort, „auf der einen Seite die Triebe und Forderungen des Menschen und der Menschheit; wir haben den Willen der Vernunft, die nur durch den erreichten, höchsten Zweck des Lebens, das vollkommene Leben, befriedigt werden kann, die gegenüber dem unvollkommenen und nun gar verkehrten immer klagen und fragen wird:

„Warum das?“ um nur vor dem harmonischen auszurufen: „So hab' ich's gewollt!“ — Auf der andern Seite haben wir den Tod und das Nichtswissen unwissender Menschen über die Art des Fortlebens der Seele! — Werden wir in Zweifel sein, auf welche Seite wir uns schlagen sollen?“

„Gewiß nicht!“ rief Jene.

„Glauben wir darum an Gott und hoffen wir auf ihn — in Harmonie mit der Natur und der Vernunft — mit den Idealen der Natur und der Vernunft! Für Gott ist dieses irdische Leben nur Material, woraus er das allvollendete Kunstwerk ausarbeitet! Er kann sich nicht zufrieden geben, bis er es zu Stande gebracht; und wenn die Erziehung und Vollendung freier Wesen eine für uns unabsehbare Zeit erfordert — Er wird nicht ruhen, bis ihm das allgemeine Heil gelungen ist. Die Geschaffenen gehören zu ihm, dem Schöpfer, sind seine Glieder, seine Organe, und wenn er sie nicht vollendete, würde er nach außen selbst unvollendet

bleiben. Den Wust der sittlichen und sinnlichen Zerfahrenheit, wie er uns in dieser Welt erscheint, in den Organismus ewiger Schönheit zu wandeln, das ist sein Ideal, und erst wenn das verwirklicht ist, wird ihm selber der Sabbath erscheinen, an dem er von der Arbeit der Erziehung ruhen kann, um mit vollkommenen Organen das allselige Leben der Vollkommenheit zu leben."

Hugo, wie es ihm wohl begegnete, wenn er auf die ihm theuersten Ueberzeugungen zu sprechen kam, hatte sich gehen lassen, und sah nun, sich erinnernd, mit einiger Besorgniß auf die im Stuhl hingelehnte — leidende Hörerin. Aber ihr Blick, der Blick aus einer tief befriedigten Seele, beruhigte ihn.

„Schön und trostvoll," rief sie. „Trostvoll, weil es wahr ist! — Ich danke Dir, mein Freund! — Was auch mir schon durch den Kopf gegangen war, aber stückweise, das hast Du mir zusammenhängend, überzeugend gegeben."

„Es hat Dich also nicht angestrengt?“ versetzte Hugo.

„So wenig wie das Trinken eines labenden Trankes den Durstigen!“ erwiederte sie. „Das da,“ fuhr sie, mit einem Lächeln auf die edle, reine Stirn deutend, fort, „ist noch in gutem Zustand und kann schon noch etwas aushalten. Ja, mir ist, als ob der Kopf gewonnen hätte, was der armen Brust genommen worden ist! Wenigstens in gewissen Augenblicken hab' ich dies Gefühl — und eben jetzt!“

„Liebste!“ rief Hugo, indem er sie mit gerührtem Blick ansah. — „Gottlob,“ fuhr er nach einem Moment fort, „wir sind geboren für ewiges Leben, wozu das irdische nur die Einleitung ist. Wir sollen in diesem lieben und streiten und dulden und erkennend und sehnend uns für das ewige bereit machen. Nicht auf die Länge dieses Lebens kommt's an, sondern auf die rechte Benutzung desselben für die Ewigkeit. Wer in kurzem Leben zur

Erkenntniß göttlichen Geistes und Sinnes und seiner wunderbaren Schönheit, wer zum lebendigen Glauben an Gott, zur innigen Liebe gelangt, der hat der Erde den höchsten Segen abgewonnen und schwingt sich mit Einem Flügelschlag aus der niedern Sphäre des Drucks in die Region der Freiheit!"

„Gott geb' es!" rief Helene bewegt.

„Die Erde," fuhr Hugo fort, „ist nur dazu da, daß man auf ihr sich kennen und lieben lernt. Ist dies geschehen — ob in kurzem oder langem Leben — dann ist der Zweck des Hierseins erreicht. Auf der Erde sollen wir uns nur treffen, um uns einander für die Ewigkeit zu bestellen. Wir sollen auf ihr das Wesen finden, mit dem wir am liebsten und innigsten das Leben der Ewigkeit lebten! Wer ein langes Leben verbringt, ohne es zu finden, ist unglücklich — wer es in kurzem findet, ist selig!"

„Ja," rief das Mädchen, — „die Seele, die

wir allen andern vorziehen, für uns gewinnen auf ewig, das ist Alles, und etwas Glückseligeres kann es nicht geben! — Aber — —" Sie schwieg, indem sie erröthete und die Wimpern senkte.

Hugo schaute sie an und errieth sie. Er faßte sie bei der Hand, sah ihr mit zärtlichem Lächeln in's Auge und sagte:

„Zweifelst Du an meiner Liebe?"

„Nein," antwortete Helene, „es wäre Sünde. — Aber ich kann Dir nicht sein, was Du mir bist. Ich scheide, Du bleibst; Du bleibst, um zu leben, zu wirken und glücklich zu sein —"

„Das Bleiben, wenn Du uns wirklich verlassen würdest," fiel Hugo ein, „geb' ich zu. Ich würde leben, so lange ich müßte!"

„Auch das Andere darf und wird nicht ausbleiben," versetzte sie mit dem Tone edler Liebe. „Wenn ich todt bin, ist Dir eine Schwester gestorben — Du wirst ein Weib suchen, und Du wirst die finden, die Du verdienst!"

„Niemals!“ rief Hugo mit Nachdruck.

„Wie!“ rief Helene, indem eine Röthe über ihre Wangen flog. „Du willst Dich nicht vermählen? Bei Deinen Glücksgütern? — In Deinen Jahren?“

„Ich liebe Dich,“ erwiederte Hugo, „und,“ setzte er mit Nachdruck hinzu, „ich bin von Dir geliebt! Ich bin geliebt von Dir, die ich mit Wonne und Schmerzen geliebt habe, mit der ich in Wonnen und Schmerzen bis in die geheimsten Fasern verwachsen bin! Dich allein will ich haben, und Du Einzige sollst mir Alles sein für alle Zeiten!“

„Unmöglich!“ rief das Mädchen, indem ihre Augen übergingen.

„Thörin!“ erwiederte Hugo mit liebendem Vorwurf. „Willst Du Dich selbst verkennen? Willst Du nicht sehen, wie klug ich bin, wenn ich mich frei lasse für das, was mir das Liebste ist?“

„O Güte, Güte!“ rief sie.

Er, mit dem Humor der Zärtlichkeit, fuhr fort:

„Es ist nicht ohne Mühe gewesen, daß ich Dich gewonnen habe. Es hat uns Beiden viele Noth gemacht, bis Eins dem Andern das Rechte geworden ist. Jetzt gehörst Du mir, Du bist mein Eigen — mein lang und bang ersehntes, glücklich errungenes Eigen — und ich sollte Dich wieder weggeben?"

„Das würdest Du nicht," entgegnete sie.

Er, es überhörend, fuhr fort:

„Ich habe Deine Schönheit vor Augen in den Tagen des Glücks und des Leides. Ich sehe mit meiner Seele das Holdseligste, was es auf Erden und im Himmel geben kann: die liebende Seele der Geliebten! Ich sehe Dich im Geiste, wie Du sein wirst, verklärt, in verklärter Schönheit — ich weiß, daß Du in ihr mein sein wirst auf ewig — und ich sollte mich nicht damit begnügen? Ich sollte mir wieder verderben, was ich errungen habe?"

„O Hugo," rief sie mit weinenden Augen — „Du bist ein Heiliger!"

„Nichts als ein Liebender," entgegnete er zärtlich. „Andere mögen anders handeln, mir ist nun einmal dies das Liebste. Und eben dies," fügte er mit heiterm Blick auf die Seligbewegte hinzu, „scheint auch Dir die meiste Freude zu machen?"

„Nur zu viel Freude," rief sie aufathmend. „Ich kann's nicht tragen!"

Der Liebende faßte ihre Hand, und sie, mit seiner Hilfe, erhob sich. Er sah ihr in's Angesicht und sagte:

„Gott ist gut! Er ist mächtig und groß und er will uns zu seinen Genossen haben! Gott ist die Liebe und er hat keine größere Freude, als Liebende zu beglücken! Weihen wir uns ihm für Zeit und Ewigkeit, ihm, dem Urquell der Liebe, dem ewigen Herrn des Lebens!"

Er küßte sie auf die Stirn, und während

Thränen der Wonne und Wehmuth über ihre Wangen liefen, rief er:

„Mögen unsere Geschicke sich erfüllen! Mit dem Herrn des Lebens werden wir über sie triumphiren und leben!“

Achtes Capitel.

Das irdische Dasein ist ein unerforschliches Räthsel. Man könnte sogar begriffen haben, durch welche Thätigkeit von Kräften das Menschenleben entsteht und durch welches Nachlassen derselben es hinschwindet, — immer bliebe die Frage: wie entsteht und vergeht eben dieses Eine Leben? Warum ein Wesen mit eben diesen körperlichen und geistigen Fähigkeiten? Und warum erliegt dieses eine den Mächten des Verderbens, während ein anderes wieder zum Leben sich erhebt? Was ist der Grund, daß Leidende, die hoffnungslos darniederliegen, wieder genesen, um lange zu leben, während an-

dere, von eigener und der Ihrigen Hoffnung ermuthigt, dem Tode in die Arme sinken?

Die Antworten darauf bleiben die Eine wahre Antwort immer noch schuldig.

Wir müssen uns beugen. Wir müssen, vor dem Gewordenen stehend, sagen: es ist so — durch welche Mischung von Plan und Zufall es so geworden sein mag. Wir müssen glauben, daß Gott, für den Alles nur Stoff ist, auch aus diesen Geschicken eine Gestalt werde bilden wollen.

Als am Tage nach dem Gespräch Hugo zu Helene kam, sagte diese:

„Du hast gestern meiner Seele recht wohl gethan! Eben diese Belehrung hab' ich nöthig gehabt, und Du glaubst nicht, wie ruhig ich nun bin! Ich habe Alles behalten — mein Geist denkt es und meine Phantasie malt es aus."

Sie gab ihm die Hand und sah ihn mit einem gutmüthigen Lächeln an.

„Wir sind doch eigentlich recht für einander

geschaffen!“ sagte sie dann im Ton scherzender Liebe. „Es wäre schade, wenn wir uns nicht gefunden hätten!“

„Das war unmöglich!“ rief Hugo mit Sicherheit.

Helene machte eine eigene Bewegung.

„Mit mir,“ bemerkte sie dann, „mußte doch eine große Veränderung vorgehen!“

Hugo fand den Humor, zu lächeln.

„Wir haben uns gefunden,“ rief er; „und das ist die Hauptsache!“ —

Dieses kurze Gespräch war das letzte, in welchem die mit Selbstvergessenheit Liebenden über die wirklichen Zustände hinwegsehen konnten.

Der November brachte seine rauheste Zeit. Ein Sturm erhob sich von Westen her, Regen schlug an die Fenster, die Schornsteine heulten und ließen zumal des Nachts ein schauerliches Aechzen und Stöhnen hören. An tiefdüstern Tagen sah die reiz- und leblos gewordene Landschaft schwarz-

grau und schmutzig herauf, naßkalte Luft strich durch die Gänge des Schlosses, Hof und Garten boten einen öden und wüsten Anblick.

Für den Gesunden ist's an solchen Tagen heimlich in geheizter Stube, und mit seltsamer Lust vernimmt er in dem Asyl das Sausen des Windes, der die Bäume schüttelt, und das Prasseln des Regens, der an den Scheiben niederrinnt. Aber die Phantasie des Kranken regt es allzu schaurig auf, und seine Organe drückt es nieder. Die Natur in diesen rauhen Aeußerungen verstärkt die Macht der Krankheit.

Der Schein der Besserung, der sich an Helene gezeigt hatte, verlor sich wieder. Ihre Kraft sank und sank. An ganzen Tagen beschränkte sich der Verkehr der Liebenden auf abgerissene Worte bei den Diensten der Pflege, auf schmerzlich besorgte und wehmüthig dankende Blicke.

Was Hugo in dieser Zeit litt, wollen wir nicht beschreiben. Einmal, unter Einwirkung seiner

Phantasie, hatte er ein Gefühl, als ob seine eigene Brust krank wäre. Die Täuschung erkennend lächelte er über sich selber, empfand aber, auf Helene sehend, mit um so tieferm Schauer die peinvoll unerbittliche Wirklichkeit des Leidens. Ein Trost kam ihm in diesen Tagen nur durch sie — durch den Ausdruck ihres Gesichts! Es war nicht nur Ergebung, was ihn daraus ansah, sondern eine wahre innere Genugthuung; und er verstand sie. „Je mehr ich leide, desto reiner wird meine Seele; je geduldiger ich das Leid ertrage, desto gewisser ist mein Glück!" Das las er aus den Zügen, und sein eigenes Herz wurde stark und die gehobene Miene verkündete seine Fassung. „Welche Macht," rief's in ihm, „ist der Geist! Ein Wunderthäter! Nacht und Grauen, Todesnoth und Tod müssen ihm dienen zum Erweis seiner Herrlichkeit!"

In Momenten der Ruhe hatte er doch auch jetzt noch ein Mittel, sie zu erfreuen — durch Vor-

lesen von Gedichten, die er für sie ausgewählt hatte. Hie und da mischte er eines von sich darunter, und es war ihm ein eigen süßes Gefühl, wenn eben dieses wohlthuend auf ihre Seele wirkte.

Nachdem eine Woche so verflossen war, schrieb er einen Brief an den Professor, mit welchem er sich nach seiner Rückkehr aus Italien wieder in Verbindung gesetzt hatte. Wir theilen die Stellen daraus mit, die unsere Schilderung ergänzen.

„Die Hoffnungen, lieber Freund, die ich noch einmal gehegt habe, sind noch einmal zu nichte geworden. Wir stehen vor der Entscheidung! — Erlaß mir zu schildern, was ich empfinde! —

Ich verliere Helene, nachdem ich sie noch am reinsten habe kennen, am tiefsten habe bewundern lernen!

Von ihrem idealen Vermögen hab' ich Dir früher Beweise gegeben. Dieses ist aber eben in der Zeit des Leidens gewachsen. Das Schwie-

rigste, was ich ihr zu begreifen vorgelegt habe, nahm sie als ihr Eigenthum hin und erfreute sich seiner unmittelbar! Das Licht wurde ihr zur Erquickung! — Wenn es der Geist allein vermöchte, — wenn er nicht gebunden wäre an die Natur, die ihre Mitwirkung verweigert — sie würde leben!

Ja, lieber Freund, ihr Geist ist hell und schwungvoll, mächtig und gut in Einem!

Seltsame Widersprüche! — Das Weib kann so schwach sein, so unsicher und unzuverlässig! Der Schein blendet sie, der Zauber des Scheins reißt sie an sich heran — und sie erliegt. Aber wenn ihr die Fackel der Erkenntniß geleuchtet, wenn ihr Geist sich für die Wahrheit entschieden, ihre Liebe dem Ewigen sich geweiht hat, dann ist sie stark, stark und groß; und jeder Versuchung überlegen, rücksichtslos, geht sie den Weg zum Licht empor.

Was ist das Beste? Rein in Treue zu bleiben, ruhig und glücklich der Pflicht zu leben — oder mit lodernder Phantasie kühn es zu wagen

mit dem Dämon, und nach unvermeidlichem Unheil so sich zu bekehren — so sich emporzuschwingen in desto höhere Höhen des Geistes und den begangenen Abfall mit um so glühenderer Liebe zu vergelten?

Beide Seelen sind Gottes! Und das Heil vollendet jede! Wer gefehlt und büßend, leidend — gerne leidend, ja mit leidenschaftlichem Wollen leidend —, sich wieder erhoben hat und inniger Liebe, heiliger Demuth fähig geworden, der hat mit dem Reinen die Gleichheit wieder erlangt. Die Liebe tilgt die letzten Trübungen der Schuld, Alles verschönend, und die Vergangenheit in Irren und Wiederfinden und all ihren gewaltigen Erschütterungen wird ein Schatz der Erinnerung für die göttlich gesinnte, menschlich fühlende Seele. —

Du hast nach dem Schreiben, worin ich Dir die Katastrophe des Grafen Geierstein gemeldet, ein strenges Gericht über meinen Stand gehalten und die Gefahren, welche dem Angehörigen so

nahe liegen, scharf bezeichnet. Ich habe Dir nicht entgegentreten wollen, und will es auch jetzt nicht. Aber die Gerechtigkeit zwingt mich, auf eine Thatsache hinzuweisen, die einen Vortheil in sich schließt. Die Pflichten, die ein Stand sich auferlegt — ja, die Ansprüche, die er macht, haben ihre Folgen. Gebietet die Ehre bei ihm, was sie bei einem andern nicht gebietet, dann erlangt der Mensch in ihm doch vorzugsweise eine Gewöhnung, auf die Stimme der Ehre zu hören. Ein edler Stolz erfüllt ihn, nach den Gesetzen derselben zu handeln und mit ihr das Außerordentliche zu leisten. Allerdings kommt es nun eben auf den Geist an, der dem Einzelnen gegeben oder in ihm erweckt wird; aber der gute Geist findet in der unter Ehrbegriffen aufgewachsenen Natur ein vorbereiteteres Land! Und so ist es denn gekommen, daß bis jetzt wenigstens außergewöhnliche Entschließungen am meisten von Angehörigen unseres Standes gefaßt und vollführt worden sind. Das Standesideal hat seine

Wirkung gethan. Wenn die gemeinen, selbstsüchtigen Naturen dadurch zum Schein, zur Anmaßung der Wahrheit, zum frechen Stolz gereizt wurden, so hat es die bessern zu sich selbst emporgehoben, und es sind Dinge geschehen, an denen unsere Seelen sich weiden können.

Mag es sein, daß an dem Irrthum Helene's die verhängnißvolle Seite der ererbten Denkweise mit Schuld hatte. Aber solch eine Wiedererhebung — solche Ausdauer im Erdulden des Leidens, solche heroische Consequenz und solche Freiheit des Geistes, worin dieser sogar der Heiterkeit wieder fähig wird — alles das in dem einzig edlen Stil der Erscheinung gestehe ich mir von einem andern Weibe kaum denken zu können. —

Mein Freund, was ist es um die Liebe, die sich geliebt weiß! Jugend, Jugendmuth und Freude sind schön. Schön sind die rosigen Wangen der Geliebten, herrlich ist das Kraftgefühl des Mannes, entzückend die Aussicht auf ein Erdenparadies, das

eines an der Seite des andern zur Freude ruft. Aber schöner ist der Blick, der dem Liebenden die Gewißheit ewiger Liebe in die Seele strahlt. Denn die Jugend und ihre Schönheit gehen vorüber, und das Auge des Geistes erblickt schon in ihrer glänzendsten Blüthe den Schatten des Vergänglichen, während ihn an der Liebe selber das Licht der Ewigkeit beseligt. — Wenn solch ein Blick von einem Auge kommt, das aus bleichem, zerfallenem Angesicht leuchtet, ist er nur um so rührender. Erschütternd wirkt die himmlische Güte, umgeben von den Vorboten des Todes — und Thränen, heiße Thränen stürzen aus dem Auge des unselig Seligen, den sie beglücken will. Aber das Hochgefühl des Ewigen überwiegt! — Es überwiegt auch jetzt in mir, der ich meine Seele in der Offenbarung an den Freund entflammt habe und emporgetragen durch die lodernden Gluten hinwegschaue über das Elend des Erdenlebens.

Der Sturm, der sich wieder erhoben, umtobt

mich. Fernes Rauschen und Sausen, nahes Pfeifen und Rasseln dringt in mein Ohr. Aber mir ist's wie Klang der Orgel, wenn ein gewaltiger Meister sie erbrausen läßt! — Das Leben klingt hin. Gottes Wille geschehe! Ich dank' ihm, dem Spender des Lebens; denn ich hab' in ihm den Schatz gefunden für die Ewigkeit! —

Ja, ich ergebe mich! Ich klage nicht, ich preise! — Und doch! — Beweinenswerth erscheint uns das Geschick zweier Liebenden, die den Bund geschlossen vor dem Altar und nach kurzem Wonnemond durch den Haß der Welt auseinandergerissen werden? Beneidenswerth ist es! Wär' es, hätten sie auch nur einen Tag, eine Stunde sich angehört! Wär' es, hätten Sie nur das Ja sagen und sich einmal ansehen dürfen als Braut und Bräutigam! —

Leb' wohl, geliebter Freund! — Und möge Deine Gattin, deren inniger Antheil mich stets

beglückt hat, auch jetzt mit mir fühlen! — Lebt, liebt euch und seid glücklich!" — —

Durch ein sonderbares Zusammentreffen, das man aber im Leben nicht selten wahrnimmt, gelangen dem Verwalter und seinem Gehilfen grade in diesen Tagen einige der erwünschtesten Käufe. Während die Blume von Ellerburg hinwelkte, gedieh die Herrschaft, deren höchste Ehre darin hätte bestehen sollen, ihr zum Wachsthum, zur Ehre und Freude zu dienen!

Die Geschäfte, die sich dabei für ihn ergaben, zogen den Liebenden von den schmerzlichen Aufregungen seines Herzens ab und gewährten ihm eine in ihrer Flüchtigkeit dennoch heilsame Zerstreuung. Durch Arbeiter, die er aufgestellt hatte, wurden jetzt auch die letzten Verbesserungen und Verschönerungen an und in den Gebäuden ausgeführt; und als er sie betrachtete, hob sich ihm dennoch die Brust mit einem Gefühl der Befriedigung. — Alles — die ganze Welt sank aber

wieder dahin, wenn er die Schritte zu Helene lenkte. Ihr Anblick war unendlich rührend. Sie schien auf die letzten, geheimsten Reste der Lebenshoffnung verzichtet zu haben. Das Lächeln der Liebe, womit sie ihn betrachtete, hatte einen tiefen schmerzlichen Zug; die Lippen drückten in leisem Verziehen die ganze Trauer des Scheidenmüssens aus. Ihre Miene war zuweilen die eines bittenden Kindes; — und sie schien um Erlösung zu bitten! —

Die Natur hatte sich wieder beruhigt und scheidende Wolken ließen die Strahlen der Sonne wieder zur Erde gelangen. Der Arzt war mit der Wärterin allein bei der Kranken. Als er nach einiger Zeit aus dem Zimmer kam, trat ihm Hugo entgegen, der auf ihn gewartet hatte.

„Doctor," redete er ihn an, „ich ersuche Sie um einen Beweis Ihrer Freundschaft. Sie kennen mich — sagen Sie mir die Wahrheit! — Helene ist nicht mehr zu retten?"

„Ihnen," erwiederte der Arzt, „gesteh' ich, was

ich dem armen Vater, der gestern dieselbe Frage an mich gerichtet hat, nicht gestehen mochte. — Sie stirbt! — Das Uebel ist zu weit vorgeschritten und geht jeden Tag weiter. — Ich habe keine Hoffnung mehr!"

Hugo, obwohl er nichts Anderes erwartet hatte, war dennoch erblaßt. Dann aber, mit einem feierlichen Glanz auf seinem Gesicht, erwiederte er:

„Wie viel Tage geben Sie ihr noch?"

„Nur wenige," versetzte Jener bewegt. „Vielleicht —"

„Es ist gut," fiel der Liebende ein. — „Ich dank' Ihnen," setzte er nach einem Moment hinzu, indem er ihm die Hand drückte. „Ich dank' Ihnen für die Wahrheit und — für Ihr Mitgefühl!"

Dies war an einem Sonntag, Vormittags. Nachmittags, während im Schloß eine feierliche Stille herrschte, begab sich Hugo von seinem Zimmer auf das der Kranken. Sie lag mit geschlossenen Augen da, in leichtem Schlummer, und ihre

Züge hatten einen eigenen friedlichen Charakter. Hugo nickte für sich. Auf einen Wink von ihm entfernte sich die Wärterin, und er blieb am Bette stehen, die leise Athmende betrachtend. Endlich schlug diese die Augen auf, erblickte ihn und rief mit einem Schein der Freude:

„Ah Du!“

„Wie geht's Dir, liebe Helene?“ fragte er.

„Besser,“ versetzte sie. „Ich fühle mich schwach, aber wohler als gestern.“

„Das freut mich,“ erwiederte er.

Er ergriff ihre Hand, sah ihr in's Angesicht und sagte mit liebevollem Ernst:

„Du bist mein?“

Ein Lächeln erhellte ihre Züge, ihr Auge glänzte. Sie fühlte den Ernst, ahnte die Absicht dieser Frage und erwiederte:

„Ja!“

„Auf ewig?“ setzte er hinzu.

„Auf ewig,“ erwiederte sie.

Hugo, nach einem dankbaren Blick, fuhr fort: „Und was Du gewollt hast, das willst Du noch? Auch im Jenseits willst Du mir gehören? Im Reiche des Geistes — im ewigen Leben?"

Das Mädchen sah ihn an, und mit einem eigenen Ausdruck entgegnete sie:

„Eben da! — Für dieses Leben," setzte sie mit einem Lächeln hinzu, „wäre mir die Freude zu kurz!"

„Du willst mir gehören," fuhr Hugo fort, „in allen Wandelungen — allen Seligkeiten jenes Lebens?"

„In allen!" erwiederte sie. „Nur mit Dir will ich sie haben! Mit Dir will ich sie theilen, und das ist für mich eben das Süßeste dabei! — Eine Wonne geht mir durch's Herz bei dem bloßen Gedanken!"

Mit einem Blick der innigsten Liebe drückte Hugo ihr die Hand. Dann, gerührt, mit heiterer Zärtlichkeit rief er:

„Du willst mein Weib sein?“

Eine Röthe flog über die Wange des Mädchens, ihre Brust hob sich, und ein leises Ach entfloh ihrem Munde.

„Du willst mein Weib sein?“ wiederholte er. Und sie, mit unendlicher Liebe zu ihm aufsehend, drückte ihm die Hand.

„Dann,“ versetzte er, „will ich Dein Mann sein! Dein Gatte für dieses und jenes Leben!“

Die Augen Helene's füllten sich mit Thränen — mit Thränen der Freude, des Dankes.

„Du willst Dich wirklich an die Sterbende binden?“ rief sie; „allem Lebensglück entsagen um meinetwillen? Du willst ausführen, was nur einmal gewollt zu haben schon unendliche Güte war?“

„Dazu,“ erwiederte Hugo, „bin ich gekommen.“

„O,“ rief sie, „Du bist die Güte selbst — die Großmuth —“

„Ich liebe,“ versetzte Hugo mit innigem Nachdruck; und mit edlem Ernst fuhr er fort: „Die

Liebe ist das Höchste, der Geist ist das Höchste; aber das Symbol darf nicht fehlen. Was innerlich geschieht, das soll auch äußerlich geschehen; wir sollen es nicht nur sein und fühlen, sondern auch schauen. Darum, geliebte Helene, weil wir innerlich verbunden sind, wollen wir es nun auch äußerlich sein! Die Zeichen, wenn unser Blick auf sie fällt, sollen uns den Besitz und das Gefühl der Seelen in's Auge strahlen."

Während der letzten Worte hatte er ein Etui aus der Brusttasche gezogen. Er öffnete es, nahm zwei Ringe heraus und gab ihr den einen. Dann, emporsehend, mit tief bewegter Stimme sagte er:

„Gott im Himmel, sieh auf uns! Segne uns! Wir wollen eins sein für das Leben, zu welchem Du uns berufen hast! Sie mein Weib und ich ihr Mann; beide ein Wesen in Liebe, welche beide vollendet, jedem, was er nicht selber hat, schöner gibt und in wechselseitiger doppelter Verklärung Alles bereichert und Alles erhöht. Sie, Helene

von Ellerburg, ist die Hälfte, die ich gesucht und glücklich gefunden habe, und der ich mich nun auf ewig verbinde. Verbunden wollen wir Dein sein, Deine Kinder, und alles Glück, das unsere Herzen ersehnen, liebend und dankend aus Deiner Hand empfangen!"

Zu Helene gewendet, sagte er:

„Ist das auch der Sinn Deines Herzens? — und willst Du so die Meine sein?"

„Ja," antwortete sie.

„So wechseln wir die Ringe!"

Es geschah. Hugo neigte sich über sie und küßte sie, und sie küßte ihn.

„Meine Braut!" rief er. „Mein Weib! Meine Einziggeliebte!" — Unbeschreibliche Empfindungen durchströmten die Herzen der wunderbar Vereinten.

Sie, im Bette sitzend, weinte. Dann, indem sie die Thränen aus ihren Augen wischte, ging

ein himmlischer Glanz in ihrem Antlitz auf — eine heilige Freude, eine bräutliche Wonne. Das Leben der Liebe ersetzte Alles, was das Leid ihr geraubt hatte; — mit einem rosigen Schein auf den Wangen, mit feierlich süßem Lächeln, sah sie holdseliger aus als jemals. Den Geliebten, der mit Entzücken an ihr hing, mit Entzücken betrachtend rief sie:

„Wer hätte geglaubt, daß das für mich noch möglich wäre! Am Rande des Grabes! — O Hugo — Gott ist groß, — groß und unendlich gut!"

Und als sollte der Geprüften, Reinen, Nichts zur Verschönerung mangeln, so fiel in diesem Augenblicke der letzte Strahl der Sonne durch's Fenster auf ihre Züge. Sie kehrte sich dem Lichte zu und ihr Auge schien es begierig einzusaugen. Dann wandte sie sich wieder zu Hugo, gab ihm die Hand und nickte, als wollte sie sagen: Es ist gut! — —

Am andern Morgen war sie todt. Hugo hatte bei ihr gewacht, — ihr Leben geleitet bis zum letzten Athemzug und sie verscheiden sehen. —

Neuntes Capitel.

An demselben Tage kamen die Nächstverwandten. Sie wollten die Kranke besuchen — und wurden mit der Nachricht empfangen, daß eine Todte im Hause sei!

Ich schildere nicht den Jammer der liebenden Herzen, die trotz Allem und Allem wieder gehofft und an Helene mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit gehangen hatten.

Ergreifend war der Schmerz des Bruders. Er stand blaß und zitternd vor dem Leichnam und seine Brust bewegte sich in schweren Athemzügen. Noch einmal hatte sein Gewissen sich gegen ihn

gestellt und ihm zugeflüstert: „An dem Untergange dieses herrlichen Wesens bist Du schuld! Wärest Du damals gegen den Vater und seine Rathgeberin für den Freund aufgetreten, hätten Dich nicht selbst eigennützige Zwecke verführt, sie, die entseelt hier liegt, würde leben — und ein glückliches Paar würde Dir danken!“ — Er war von Leid und Anklage so gebeugt, daß der erschütterte Hugo selber Mitleid mit ihm fühlte und ihn durch Andeutung früherer Geständnisse Helene's zu beruhigen suchte.

Der Tag, an welchem die Beisetzung stattfand, war schön und mild. Eine große Zahl von Leidtragenden und Zuschauern aus der Umgegend hatte sich eingefunden. Der Geistliche, ein Mann von literarischer Bildung, der erst seit Kurzem im Amte war, hielt eine rührende, tröstende Rede; und die herzlich betonten Worte, an geweihter Stelle vorgetragen, wirkten so erhebend, daß nach der Feierlichkeit auch Karl mit einem Blick ernster Fassung

Hugo die Hand drückte, als ob er sagen wollte: „In Gottes Namen!“

Hugo, um den letzten Stachel aus der Seele des Freundes zu nehmen, sagte:

„Lieber Bruder, es gibt ein Geschick, das uns beherrscht, indem es auch unserer eigenen Schwächen und Leidenschaften sich gegen uns bedient. Wir erkennen die begangenen Fehler und rechnen uns die Schuld allein an; aber darin irren wir uns. Es ist nur eine andere Art von Selbstüberhebung. Ergeben wir uns! Und statt uns in unfruchtbarer Reue zu quälen, thun wir Gutes auf dieser Erde, so viel wir vermögen!“

Die Freunde blieben noch zwei Tage beisammen, indem sie die für die nächste Zukunft nöthigen Anordnungen und Verabredungen trafen. Endlich trennte man sich; und Jeder suchte wieder den Pflichten des Tages zu leben und den Trost der Zeit anzunehmen.

Hugo fand sich in seine Lage. Sinnverwirrend

gingen in den ersten Tagen der Einsamkeit seine Gefühle durcheinander, und zuweilen erfaßte ihn eine unendliche Traurigkeit. Aber sein Geist, auf's Ewige gerichtet, siegte, und er widmete sich den Aufgaben, die er übernommen hatte, mit der Ruhe eines Mannes, der seiner selbst Herr geworden.

Nur Einer konnte sich von dem erlittenen Schlage nicht wieder aufrichten: der alte Vater. Zu der Leiche der Tochter geführt, hatte er sich einem Schmerz hingegeben, der in seiner Hilflosigkeit erschütternd war. Auf sein Zimmer zurückgekehrt, saß er ein Bild stummen, dumpfen Grames. Er verließ das Schloß nicht mehr, und sein Geist verdunkelte sich allmälig ganz. Helene war sein Lieblingskind gewesen, sein höchster Stolz, die Wonne seines Lebens! Mit ihr war ihm jede Freude genommen, und selbst die Aussicht auf die Fortdauer seines Geschlechts, die ihn so sehr beglückt hatte, konnte ihn nicht mehr oben erhalten.

Gegen Ende des Winters wurde auch er in die Gruft gesenkt.

Hugo brachte die Besitzung an sich, und es gelang ihm, sie in der alten Größe wiederherzustellen. Er wollte sie dem von ihm erwarteten Sohne Karl's hinterlassen und schmeichelte seiner Seele mit der Vorstellung, der Urheber einer neuen Blüthe des Geschlechts zu werden. Als nun der Erbe bald darauf wirklich kam, empfand er das ganze Glück eines Vaters. Er hob den wohlgebildeten Sprößling aus der Taufe, gab ihm seinen Namen und gestand bei der Festlichkeit seine Absicht den Eltern, die ihn mit Freudenthränen umarmten.

Zunächst widmete er sich ausschließlich dem Gute. Die ihm theuere Besitzung wurde immer mehr, wie er sie wünschte. Gehoben durch seinen Glauben und seine Liebe, im Geiste mit der Geschiedenen lebend, war es ihm ein eigen süßer Gedanke, das Haus, in welchem ihre Gebeine

ruhten, so gefällig und schön als möglich herzustellen, und er ließ nicht nach, bis im Einzelnen und Ganzen seiner Forderung vollkommen genügt war.

Das menschliche Herz hat wunderbare Bedürfnisse. Sagt uns Glaube und Erkenntniß, daß die Seele der Geschiedenen fortlebt und daß wir ihr am innigsten verbunden sind in liebendem Gedenken, wo wir uns auch befinden mögen, so erfüllt es uns doch mit tiefer Beruhigung, in der Nähe des Raumes zu weilen, der die irdischen Ueberreste birgt, und wir glauben dem geliebten Wesen damit selbst näher zu stehen. Sind es doch Stoffe, die ihm gehörten und von ihm gebildet wurden! Symbole, die auf das Verewigte weisen, und das Bild des Ganzen, wie es war und wie es sein wird, vor die Seele rufen! Im Grab oder Sarkophag ist auch dem leiblichen Auge etwas geblieben; — in der Nähe der bedeutungsvollen Reliquien wird uns feierlich und heimlich zu Muth und wir

sinnen am liebsten über die großen Räthsel des Daseins. — —

Die Zeit ging hin. Seine Beschäftigungen als Gutsherr in ihrem gesunden Wechsel gaben dem Einsamen die körperliche Kraft wieder, die er in den Tagen des Leides verloren hatte; und in dem innern Leben, das er pflegte, fand er den Frieden, ja das Glück, wie viel Trauer auch in seine Gefühle sich mischen mochte.

Wer die Mittel des guten, liebevollen, schöpferischen Geistes kennt, der wird das nicht unbegreiflich finden.

Unserm Freund waren seine religiösen Ueberzeugungen nicht bloße Theorie, sondern Leben. Sie ruhten nicht bloß in seinem Kopf, sondern erfüllten sein Gemüth, sein ganzes Wesen. Der dichterische Geist nahm das Leben des Himmels voraus und machte die Zukunft mit ihren Freuden zur Gegenwart.

Der Geschiedenen widmete er einen zusammen-

hängenden Cultus. Er schrieb die Geschichte seiner Liebe zu ihr, zeichnete die Gespräche auf, die er mit ihr geführt hatte, beleuchtete ihre Erscheinung, ihren Charakter, ihre ganze Persönlichkeit. Die Gedichte, die er auf sie gesungen, vermehrte er durch eine zweite Reihe, worin er seine jetzigen Gefühle aussprach und den Verkehr, der des Vollendeten mit der Vollendeten wartete, in den Farben der Sehnsucht und beglückenden Einbildungskraft malte. Diese letztern betrachtete er mit einer eigenen Genugthuung; er mußte darin etwas noch nicht Gewagtes, ja noch nicht Gekonntes erblicken, während sie für ihn gleichwohl nur die tiefste Wahrheit offenbarten.

Das Zimmer, das Helene bewohnt und in dem sie gestorben war, hatte er sich zu einem geweihten Raum der Erinnerung gemacht. Dem Bruder war in einem Schrank eine Art Tagebuch in die Hände gefallen, worin die Verewigte nach dem Wiedererscheinen Hugo's ihre Gefühle — ihre Urtheile

über ihn und sich selbst niedergeschrieben hatte. Sie drückte sich auch hier über ihre Vergangenheit rücksichtslos aus; allein was sie als Gegenstand der Beurtheilung verlor, das gewann sie doppelt und dreifach als Richterin ihrer selbst. Scharfsinn und Adel des Wollens charakterisirten ihre Worte; die Stellen über Hugo waren von der innigsten Liebe und von einer Bewunderung eingegeben, wie sie nur dem zärtlichsten Herzen entquellen kann. — Für den Ueberlebenden wurden diese Blätter das theuerste Vermächtniß. Manche Stunde verbrachte er, sie lesend und austräumend, süß gehoben und zu Thränen gerührt, in dem stillen Gemach.

Inneres und äußeres Leben verbanden sich ihm harmonisch. Er mußte sich selber gestehen, daß keine Thätigkeit ihm weniger Störung und zugleich heilsamere Zerstreuung hätte bereiten können, als eben die des Landwirths.

Im dritten Jahre durfte er sich sagen, daß unter der bewährten Verwaltung der Betrieb des

Gutes im besten Gange und auch sonst Alles nach seinen Wünschen geordnet sei. Er hatte die Freude, die wir immer empfinden, wenn wir etwas Verkommenes wieder empor und auf eine Bahn gebracht haben, auf der es nach menschlicher Ansicht nur gedeihlich weitergehen kann. — Da meldete sich in ihm ein Drang nach einer andern, intensivern Thätigkeit und gewann allmälig eine Stärke, die ihn zum Entschlusse trieb.

Er fühlte, daß er das Pfund seiner geistigen Erkenntnisse und Fähigkeiten nicht vergraben dürfe; daß die Nation ein Recht an ihn habe; daß er durch die fruchtbringende geistige Thätigkeit auch der Verklärten sich immer würdiger machen und sie durch sich mit bereichern würde.

Alte Gedanken und Wünsche erstanden in seiner Seele; — er überlegte. — Sollte er sich um ein Staatsamt bemühen, in welchem er seine Kräfte handelnd verwerthen konnte? Sollte er die Leitung des Kunstinstituts zu bekommen suchen, woran

er schon früher gedacht hatte? — Oder sollte er als Bewerber auftreten, um einen Platz in der Kammer der Abgeordneten zu erlangen?

In der Hauptstadt, wohin ihn ein Geschäft rief, setzte er die Erwägungen fort; und die Entscheidung für das einzig ihm Gemäße wurde ihm von außen her erleichtert.

Universitätsfreunde, die in Amt und Würden standen und denen er sich eröffnete, riethen ihm dringend, seine Freiheit nicht an den Staat hinzugeben und sich keine regelmäßige Thätigkeit aufzubürden, die sein entwöhnter Sinn bald als eine schwere Last empfinden würde.

Er mußte das zugeben und richtete sein Augenmerk auf die Bühne. — Wenige Tage der Beobachtung genügten, um auch diese Möglichkeit als einen Traum zerfließen zu machen.

Der alte Lenker war gestorben; aber ein jüngerer Verwandter hatte den Posten inne und schien sich in ihm eben so zu genügen wie Jener; jeden-

falls war er in Bezug auf Kunst eben so genügsam. Man gab Schauspiele, Ballete und Opern mit Bühnenkräften, wie man sie eben hatte — so gut als es eben ging — und Hof und Publicum zeigten sich damit im Grunde zufrieden. Artistischer Dirigent war, in Ermangelung eines persönlichen, der Zufall, der sich aber so gut aus der Affäre zog, daß jenen, mit Ausnahme einiger Kritiker, Niemand vermißte. — Hugo, als er vor dieser Wirklichkeit an seine Ideale dachte, lächelte über sich selber. Er hatte ein Ziel vor Augen, das nur mit ausdauernder Mühe zu erreichen war. Und wenn er sich dieser nun unterzog, hatte er Dank dafür? Diejenigen, die mit der gegenwärtigen Leitung so sehr zufrieden waren, drohten, die seinige verwerflich zu finden. — „Ich überlasse," war sein Schluß, „die Ausführung meiner Ideen auf diesem Gebiete der Zukunft. Ist die Nation mit andern Dingen im Reinen, dann wird man sich auch wieder des Theaters erinnern und es be-

handeln, wie der Künstler den Stoff behandelt, den er zu einem Kunstwerk ausarbeiten will. Bis dahin mag's eine Unterhaltungsanstalt bleiben!"

Ernstlicher und länger erwog er seinen Beruf zum Deputirten. Eben tagten die Kammern, und auch unter ihren Mitgliedern fand er alte Bekannte wieder. Seine Absicht verschweigend, ließ er seine Kenntniß des Geschäftsganges, wie sie ihm der Besuch des Hauses verschafft hatte, durch ihre Mittheilungen ergänzen. Er fühlte sich lebhaft interessirt und gewann von dem Einfluß und der Wirksamkeit eines ausgezeichneten Redners und Facharbeiters eine sehr hohe Meinung. Wie er sich aber sein eigenes Eingreifen in die complicirte Maschine vorzustellen suchte, fand er, daß er dazu einer entschiedenen, also dauerfähigen Neigung ermangelte. Die bestimmten sachlichen, mitunter auch nebensächlichen Fragen, die an die Kammer gelangten, übten nicht den Reiz auf ihn, den er zu froher Thätigkeit bei sich voraussetzen mußte. Die

Nothwendigkeit, zu einer Partei zu stehen und ihren Entscheidungen sich unterzuordnen, erregte in ihm ein widerstrebendes Gefühl, da sie der Grundforderung seines Wesens — unbedingter Freiheit im Forschen und im Aussprechen des Erkannten — entgegentrat. Er entsagte.

Indem er nun weiter mit sich zu Rathe ging, fand er endlich das Rechte.

„Gar Vieles ist nöthig und ehrwürdig und heilvoll," sagte er sich eines Abends auf seinem Zimmer, „was der Einzelne nicht zu leisten vermag. Gaben und Lust dazu haben Andere, und diese widmen sich nun den gebotenen Arbeiten um so gedeihlicher. Sehe Jeder, daß er das ergreife, wozu ihn die Grundneigung seines Wesens beruft!

Warum such' ich umher nach einer gebundenen Function? Gibt es denn, um auf die Menschheit zu wirken, bloß Aemter und Stellen im Organismus des Staates? Gibt es nicht auch eine Thätigkeit, welche frei den Verlangenden sich bietet und

so grade am besten — am reichsten und weitestgreifenden wirkt?

Eine solche Thätigkeit ist die des Schriftstellers. Und wenn ich Alles in Allem erwäge: hier liegt mein Beruf!

Wiederholt hab' ich diesen Gedanken schon erwogen und an seiner Vollziehung mich geweidet. Er entschwand mir wieder. Aber jetzt, wo mich alle Motive darauf weisen, soll er ausgeführt werden in Vollständigkeit!

Denn Schriftsteller sein heißt nicht bloß schreiben. Schriftsteller sein heißt mit Lust und Liebe zum Zwecke schreiben, für die Nation schreiben — und das Vollendete der Nation vorlegen.

Mein Hang ist es, nach Wahrheit zu forschen — die Wirklichkeit aus dem ewig Seienden zu erklären und Einsicht zu gewinnen in eine Entwicklung, die zur Vollkommenheit führen muß. Was ich auf diesem Wege erschaue, fasse und fühle, das drängt es mich darzustellen in der schönsten,

lebendigsten Form und es Andern eindringlich zu zu machen in gebundener und ungebundener Rede. Und diesem Hang will ich folgen, uneingeschränkt, und was ich lebe und im Leben begreife, soll ihm dienen.

Ich will mich prüfen, was ich am besten und nachdrücklichsten hervorzubringen vermag, und sehen, welche von meinen Leistungen der Mitwelt am erfreulichsten und ersprießlichsten zu werden verspricht. Und diese will ich ihr bieten, und auf dem Wege meines eigensten Berufes ohne Ansehen der Person vorwärts gehen.

Bin ich nicht der Glücklichen Einer geworden durch Erlangung vollkommener äußerer Unabhängigkeit? Der Wahrheit die Ehre geben soll Jeder, und Jeder soll sie und ihre Vertretung über alle Vortheile stellen. Wenn aber dem Bedrängten, der um die Existenz kämpfen muß, Acte der Schwachheit vergeben werden können — Jener, der zur Tugend frei sie dennoch nicht übt und

kleinen Rücksichten des Tages die Mission des Geistes opfert, ist nachsichtslos zu verurtheilen.

Schriftsteller zu sein im edelsten, männlichsten Sinne des Wortes, das ist meine Pflicht — mein Amt; und ihm gelob' ich mich feierlich.

Mehr als einmal hab' ich den eigenthümlichen Vorwurf hören müssen: Ich sei zu gut! Daß man, wenn das Wort seinen Sinn behält, zu viel Güte haben kann, glaub' ich nicht. Aber allerdings, man kann zu tolerant sein, zu nachsichtsvoll und langsam zum Angriff auf das Unwahre und Schlechte. Bin ich wirklich zu gut gewesen in diesem Betracht, so will ich mich bessern. Ich nehme mir vor, nach dem Wahren und Rechten zwar umsichtig und gewissenhaft zu forschen, die erkannte Wahrheit aber mit Kraft rücksichtsloser auszusprechen; — und ich werd' es halten. Es gibt eine Wehleidigkeit, die, der Züchtigung unfähig, dem Ungezogenen die Schläge erspart, die ihn allein erziehen können. Von ihr muß sich befreien, wer mit ihr behaftet

ist, und Inhumanität lernen aus Humanität. — Ich glaube nicht, daß mich die Härte so hart ankommt, wenn ich meiner guten Absicht gewiß bin; und hab' ich einigermaßen gethan, was ich zu thun gedenke, so hoff' ich jenen Vorwurf nicht mehr zu hören.

Erkenntnisse zu gewinnen und überzeugend mitzutheilen, Grundsätze darzulegen, die den Thätigen mahnend auf die edelsten Ziele weisen, das ist meine Aufgabe! — Was ich in die Geister und Herzen pflanze, die mir empfänglich entgegenkommen, mag Frucht bringen in ihnen, und sie mögen ausführen im Besondern, was ich gedacht und gefordert im Allgemeinen. — Es gibt eine Scala menschlicher Berufe. Der Eine ist zur Aufstellung der obersten Principien, zur Veredlung und Erhöhung des Wollens begabt, der Andere zur Auffassung und siegreichen Durchführung im äußern Leben. Jeder hat seinen Posten in dem *einen* Gottesstaate der Menschheit, und ich stelle mich

auf den meinen, zuversichtlich rechnend auf die Andern, mit denen ich Bereicherung und Förderung tauschen soll.

Viel hab' ich gesehen und gelernt — viel erfahren und gelitten; in die lichtesten Höhen des Geistes hab' ich mich aufgeschwungen, in die süßesten Wogen der Freude mich getaucht, — in den tiefsten Abgründen des Leides hab' ich geschmachtet. Ich kenne das Leben; — ich habe den Willen und die Fähigkeit, es rein abzuspiegeln, und ich will es die Geister schauen lassen zur Erleuchtung, zur Erhebung und zum Troste. Wahrheit will ich der Welt geben — die ganze Wahrheit, die Hinaussicht in die Vollendung, wo die Wahrheit Schönheit geworden.

Meine Lust und mein Gewinn, mein Leid, meine Entbehrung und meine Hoffnung sollen der Welt fruchtbringend werden." —

Mit diesen Gedanken weihte sich Hugo zum Schriftsteller.

Er empfand eine große Befriedigung und eine eigenthümliche Freudigkeit. Denn etwas Anderes ist es, producirend seiner Neigung zu folgen, wohin diese führen möge, und etwas Anderes, die Thätigkeit des Schriftstellers als ein Amt zu ergreifen, womit man Pflichten verbindet. Zur Uebernahme eines solchen gehört ein Entschluß — und zur ersprießlichen Verwaltung eine Fülle von Schöpferkraft, die sich dem zweckmäßig arbeitenden Geist unversieglich bieten muß. Hugo, diese Kraft in sich fühlend, sah in eine Zukunft edelster Wirksamkeit. Und es war ein schöner Beitrag zu seiner Genugthuung, daß er mit ihr weder an Zeit noch Ort gebunden war, daß er mit seinem Aufenthalt wechseln, so lang es ihm gefiel sein schönes Gut bewohnen und auf ihm den kleinen Hugo zum künftigen Besitzer erziehen konnte.

Er kehrte nach Ellerburg zurück und gab sich ohne Verzug der neuen Arbeit hin.

Hugo war vor Allem Denker, mit einem eige-

nen ethischen Zug. Den Lebenden Aufgaben zu stellen und sie zur Verbesserung des Ueberkommenen anzufeuern, die Herrschaft des Geistes herbeiführen zu helfen und mit ihr die schönste Ausbildung des gesammten Lebens, das war sein eigentliches Ziel. Auch seine Dichtungen trugen diesen Charakter; und nach einfachen Stimmen des Herzens entstanden immer wieder solche, in denen er Ideale zeichnete, um durch ihre hohe Schönheit zur Verwirklichung zu begeistern. Er wollte dem Vorhandenen sein Recht zusprechen vom Standpunkt der Geschichte, aber ihm von eben diesem die Fortentwicklung zur unumgänglichen Pflicht machen. Kurz: er gehörte zu den reformatorischen Naturen; und die Zeit, es zu beweisen, war gekommen.

Wird man sich nun wundern, daß er vor Allem die Frage seines Standes wieder in's Auge faßte? Ihn zog zu diesem eine natürliche Liebe; aber sein Geist sah mit gleicher Deutlichkeit die Gebrechen wie das Gute, die Gefahren wie das

Verheißende an ihm — er würdigte die Ansprüche der Zeit, und sein Bestreben richtete sich nun darauf, ihm das Verhalten vorzuschreiben, durch das er sich als nothwendiges, nützliches Element der Gesellschaft würde rechtfertigen und ferner behaupten können.

Nicht lange darauf übersandte er dem Professor ein Schreiben, worin er ihm seinen Lebensplan mittheilte. Beigelegt waren „Gedanken über den Adel,“ die er, wenn sie die Prüfung des Freundes beständen, zu einer größern Schrift verarbeiten wolle.

Einige Stellen setzen nicht nur die Denkart und den Standpunkt des adeligen Autors in helleres Licht, sondern schließen zugleich ab, was an verschiedenen Punkten der Erzählung angeregt worden ist; wir glauben sie daher den Lesern nicht vorenthalten zu dürfen.

* * *

„In einer höhern Sphäre aufgewachsen, zur Ueberlegenheit des Benehmens erzogen, haben die

Angehörigen unseres Standes ein eigenthümliches höheres Selbstgefühl erlangt und sich ein herrschendes Ansehen gegeben. Und auch jetzt noch liegt auf dem Adel eine Weihe der Zeit und ein Schein Jahrhunderte lang besessener Herrlichkeit, während er im Boden der Nation die Wurzeln des Althergebrachten geschlagen hat. Es ist Täuschung, wenn man glaubt, ihn wegdecretiren zu können. Der adlige Name hat in der Gesellschaft immer noch einen bevorzugten Klang und man erweist dem Träger gern die Aufmerksamkeit, auf die er schon durch seine Geburt Anspruch zu haben scheint. Dramatiker und Romanschreiber können sich nicht enthalten, auf das bon sang hin Erfindungen zu gründen, und nehmen ausgezeichnete Repräsentanten der Tugend und des Lasters immer noch gern aus den höhern Ständen.

Man kann dem Adel die politischen Vorrechte nehmen, die er noch hat. Seine Geschichte und seine gesellschaftliche Geltung wird man ihm so

wenig nehmen können wie den Geist und das Blut, das er von seinen Ahnen geerbt hat.

* * *

Mit der bevorzugten Stellung, dem Ergebniß der Laufbahn ganzer Geschlechter, sind aber freilich Gefahren verbunden, Gefahren zu verkehrtem Denken und Handeln, die dem Adel eben gegenwärtig den größten Schaden drohen.

Die geringste ist noch, daß der Sprößling eines altedeln Hauses, dem der höhere Rang in die Wiege gelegt worden, darauf pochend hochmüthig, herrisch, anmaßend werde. In unsern Tagen dürften der Anmaßung des Adeligen so viel andere Anmaßungen entgegentreten, daß er selber dadurch wieder zur Besinnung gebracht, sein Unterfangen aufgewogen und unschädlich gemacht werden mag.

Schlimmer ist die Möglichkeit, daß der Adlige, stolz auf das, was die Geburt ihm verliehen hat, geistig und sittlich etwas aus sich zu machen ver-

säumt. Daß er sich in dem Glauben gefällt, er bedürfe der Selbsterziehung nicht, weil ihm der überlegene Geist angeboren sei; daß Eitelkeit und Bequemlichkeit ihn von zusammenhängendem Fleiß abhalten, der allein zu wahrer, tiefer, lebendiger Bildung führt.

Wer sich für zu gut hält zum Lernen und gleichwohl vor Allen berechtigt, über die schwierigsten Fragen mitzureden oder gar zu entscheiden, der kann unmöglich der Ungerechtigkeit, dem Schimpf und der Selbstaushöhlung entgehen.

Die größte Gefahr droht aber dem Adel auf dem sittlichen Gebiet. Die höhere Meinung, die man von sich hat, der Glaube zumal, daß man ohne Weiteres edler sei von Gesinnung als Andere, verblendet gewisse Geister auf die verhängnißvollste Weise. So einer, der sich schon als Abkömmling einer altadligen Familie für edel hält, kann es durchaus überflüssig finden, wirklich edel zu denken und zu handeln, die Ehre solchen Verhaltens aber

dessenungeachtet entschieden und vollständig in Anspruch nehmen. Und dies ist noch die erträglichere Selbsttäuschung. Gräulich ist es aber zu sehen, wenn „Edle“ dieser Art Infamien begehen und meinen, von ihnen begangen wären es keine! Wenn der Bettler von Adel glaubt, ihm stünde die hungrige Gier nach fürstlichen Geschenken wohl an, weil er sie nutzlos wieder vergeudet! Wenn der Betrüger, der Dieb und Räuber von Adel sich sagt, er nehme nur, was ihm gebühre und gehöre, weil er, der Edle, es brauche!

* * *

Der äußerlich höhern Stufe, auf welcher der Adel in der Gesellschaft immer noch steht, kann innere Würdigkeit entsprechen, muß aber nicht. Es liegt nun keinem Stande die Versuchung so nahe, das Aeußere auch schon für das Innere, den Schein für das Sein zu nehmen und dieses über jenem zu vernachlässigen, als eben dem Adel, dem,

wenn er mächtig und reich ist, auch die Welt so gern das Aeußere und Zufällige schon für das Wesen anzurechnen die Schwachheit hat.

* *
*

Wenn der Adel auf seinen Lorbeeren ruhen und sich das, was er thatsächlich zu beweisen hätte, nur einbilden und prahlerisch zusprechen — wenn er die Früchte des Fleißes Anderer verzehren und zum Dank dafür gnädig oder gar verächtlich auf sie herabsehen — wenn er, des Noblesse oblige uneingedenk, nur genießen will ohne zu leisten, und nehmen ohne zu geben — wenn er nicht strebt und lernt, durch Leisten und Geben sich vielmehr hervorzuthun: dann wird er die Prüfung des Geistes der Wahrheit nicht bestehen und die Geschichte wird über ihn hinweggehen — von Rechts wegen!

* *
*

Der Adel muß vor Allem erkennen, daß wir einer Zeit des Geistes entgegengehen, in welcher die mächtigsten Waffen die Waffen des Geistes sein, Unwissenheit aber und Unfähigkeit, wenn sie mit Anmaßung gepaart sind, dem Schwerte des Geistes verfallen werden.

Wenn er nun in der That mehr Geist hat als Andere, wie er glaubt — hauptsächlich aber mehr Ehre, Ehrgefühl, Hochherzigkeit, Opfermuth, und wie die schönen Tugenden alle heißen mögen: so zeige er's jetzt! Er sei eifrig im Beweisen dessen, was er sich beilegt, denn eben dies ist jetzt mehr als je gefordert, und nur damit wird er die neue, strengste Prüfung zu bestehen vermögen.

* * *

Ich will ein Wort sagen, das Manchem vielleicht um so wunderlicher erscheint, je wahrer es ist: Das Schicksal des Adels hängt von seiner Betheiligung an der Wissenschaft ab. Muth und

Weltverstand genügen jetzt nicht mehr zum nachhaltigen Erfolg in der Welt — die Erkenntniß der Wahrheit, die Fähigkeit der gerechten Ausgleichung zwischen den Parteien muß dazukommen. Bis jetzt ist die Geschichte im Großen und Ganzen ein Kampf der Gegensätze gewesen und die Eigenschaften des Kämpfers waren die nöthigsten und obersten. Das Ideal der Epoche, der wir entgegengehen, ist aber die Verständigung, und wenn gekämpft wird, so geschieht es um ihretwillen: es muß also schon der Kampf mit dem Willen der Gerechtigkeit geführt werden. Es muß gekämpft werden um's Recht, mit dem Zweck, daß Jedem sein Recht, Jedem das Seine werde. Und dazu muß man erkennen, was für Jeden sein Recht ist, im Hinblick auf die höchsten Ziele des Ganzen. Blind zu streiten — blind dem Gegner zu schaden und sich zu nützen und dem Schicksal die Entscheidung zu überlassen, das ist nicht mehr an der Zeit. Wir müssen sehend streiten und um das

Unsere kämpfen, nicht wie die Selbstsucht es fordert, sondern die Gerechtigkeit es erweist; und wir müssen die Entscheidung selber herbeiführen in Herstellung eines Friedens, der in schöpferischem Zusammenwirken der bisherigen Gegner besteht.

Zur Betheiligung an der Wissenschaft und zur Aufnahme des Lichtes, das nur sie erschließen kann, ist der Adel gegenwärtig durch Alles gemahnt. Wie könnte er den Forderungen der Zeit nachkommen, wenn er erzogen wird in der Anschauung früherer Jahrhunderte — wenn er seinen Geist beugen lernt vor den Bekennern einer Weisheit, die vor dem prüfenden Geist der Wissenschaft nicht mehr bestehen kann? Allerdings, gleich und gleich gesellt sich gern; aber dem Veralteten darf der Adel nicht mehr gleich sein wollen, er muß mit ihm brechen und dem sich erweisenden Lichte der Zukunft sich weihen, wenn er selbst eine Zukunft haben will.

Der Adel muß sich aufrichten an der Philo-

sophie, die ihn Gott und die höchsten Ziele des Lebens erkennen lehrt und Ernst macht mit der Herrschaft des Geistes. Er muß die Anschauung der Tugend erlangen, die in der Sphäre des Ewigen gilt, und in ihr einen Maßstab gewinnen für die äußern Vorzüge, die ihn schmücken, — eine Richterin des auf sie gegründeten Stolzes. Er muß Einsicht gewinnen in ein ewiges Sein, um dessentwillen es der Mühe werth ist, irdische Vortheile zu opfern und den höchsten Pflichten zu leben. Eine Religiosität, die den äußerlich Obenstehenden mit Gott sich abfinden lehrt, während seine Herrschsucht und Selbstsucht dieselben bleiben, ist Lüge, und der Adel, der mit ihr sich zu beruhigen fortführe, würde aus dem verdummenden Traume zu grausamer Wirklichkeit erwachen.

* * *

Ich sehe eine Zeit kommen, die dem Schein und der Anmaßung des Scheines unerbittlicher zu

Leibe gehen wird als irgend eine frühere. Ich seh' einen Tag des Geistes anbrechen, in dessen Licht sich keine Täuschung mehr wird geltend machen können, die in der Nacht früherer Epochen möglich war. Es ist Thorheit, davor die Augen zu verschließen und in eitler Sicherheit den rechten Moment der Entschließung zu versäumen. Es ist Blasphemie, sich auf Gott zu verlassen, während man seinen klaren Willen mißachtend ihn beleidigt. Wer dieser Thorheit und dieser Blasphemie sich schuldig macht, der verfällt dem Untergang; und vor dem Untergang möcht' ich den Adel bewahren!" — —

* * *

Wenige Tage nach Uebersendung der Skizze lief die Antwort des Professors ein. „Lieber Freund," hieß es darin, „Deine Ideen über den Adel hab' ich gelesen und wünsche sehr, daß Du die grundlegenden Punkte zu einem tüchtigen Buch

ausarbeiten möchtest. Die gehaltene Wärme, womit Du Deine Ansichten vorträgst, hat sich mir mitgetheilt, so daß ich nun bis zu einem gewissen Grad auch Deine Hoffnungen theile. Jedenfalls steht es Dir zu, Deinen Stand bekehren und ihn wieder zu einem werthen Organ der Geschichte machen zu wollen; und sicher werden Deine Bemühungen nicht ohne Früchte bleiben. Du mußt aber den politischen Beruf des Standes noch besonders in Erwägung ziehen und in Bezug auf ihn Vorschläge machen, die ein richtigeres Verhältniß desselben zum Volksganzen herbeiführen können. Du begreifst, daß das mir als die Hauptsache erscheinen muß.“ —

Das Lesen dieser Zeilen erfüllte Hugo mit großer Freude. Bei der Ehrlichkeit des Mannes und bei einer gewissen bürgerlichen Eifersucht, die er an ihm schon bemerkt zu haben glaubte, war ihm ein bedeutendes Zugeständniß gemacht. Er konnte vertrauensvoll an die Arbeit gehen, deren

größere Ausdehnung zwar neue Anstrengungen nöthig machte, aber auch eine neue Befriedigung verhieß. Die beste Stimmung des Autors, wo man schon glücklich ist, die erkannte Wahrheit nur sagen zu dürfen, kam über ihn; und in dieser Stimmung begann er sein Werk.

Zehntes Capitel.

Hugo besaß einen zugleich in die Tiefe und in die Weite gehenden, zugleich umschauenden und gründlichen Geist. Die erkannte Lebensaufgabe und die damit empfangene Weisung auf das Innerliche, regte alle Kräfte seines Wesens an. In unwillkürlicher Aeußerung derselben erweiterte sich nun schon das Werk, das er unter den Händen hatte. Er machte Studien und zeichnete Gedanken auf, die er nur in einem ungleich umfangreichern Buche verwerthen konnte, als er's entworfen hatte. — Daneben stiegen aber andere Ideen in ihm auf. Er erkannte die Nothwendigkeit, seinen Ansichten

über die Zukunft des Adels durch ein geschichts-philosophisches Werk über die Entwicklungsstadien der Menschheit einen wissenschaftlichen Boden zu geben, und sah sich zu Untersuchungen fortgezogen, aus denen ihm eine neue, große und schöne, aber ebenso schwer zu lösende Aufgabe erwuchs. — Die Geschichte des Mittelalters endlich, die er vorzugsweise zu studiren hatte und auch mit besonderer Vorliebe studirte, brachte die anmuthigsten romantischen Bilder vor seine verwandte Seele und diese riefen seine dichterische Kraft auf. Ideale ritterlicher Jungfrauen erschienen ihm, Männer und Frauen aus allen Ständen gesellten sich dazu, eine eigenthümliche Welt bewegte sich vor ihm in Liebe und Streit, und ihn dünkte es nun außerordentlich reizend, aus jenen Zeiten ein auf Wahrheit gegründetes lebensvolles Gemälde auszuführen. Er gedachte der Sage, welche durch eine Hedwig von Ellerburg eine rettende That vollbringen ließ, — erinnerte sich, daß Helene, in der ersten Rosenzeit

ihrer Liebe, von ihm die poetische Behandlung dieses Gegenstandes gewünscht hatte, und sein Herz erwärmte sich nun für ihn. Die Aussicht, seine eigenen Vorfahren dichterisch wieder zu beleben — die Menschen jener Tage culturgeschichtlich treu und in verklärender Liebe dennoch schön vorzuführen, sein liebes, freud- und leidgeweihtes Ellerburg mit den Zauberfarben einer naturwahren Romantik zu malen, übte ein Anziehungskraft auf ihn, daß er sich vorzugsweise an diese Arbeit hingab. Unwillkürlich hatte sich ihm die Heldin nach dem Bilde Helene's gestaltet, und es war ihm der süßeste Gedanke, die Geliebte in den mächtigern Formen jener Tage fühlen, handeln und Lebensglück sich erobern zu lassen.

Mit alledem sah er sich von einer Fülle der Arbeit umströmt, deren Bewältigung ihn in eine Zeit reichster Thätigkeit blicken ließ. Wurde durch die neuen Unternehmungen die Vollendung der ersten vertagt, so drängte ihn ja nichts zur Eile,

und durch sein tiefes Interesse, seinen schon zur andern Natur gewordenen Fleiß war ihm die Vollendung doch verbürgt. Er sah, wie die verschiedenen Werke sich wechselseitig förderten, überzeugte sich mehr und mehr, wie Philosophie und Poesie, Moral und Geschichte zusammengehörten, wie eins am andern lebensvoller und frischer wurde: und folgte dem Zuge seines Herzens und dem Wohlgefallen seines Geistes mit freudiger Sicherheit.

Ein Brief, den ihm auf eine neue Meldung in jenen Tagen der Professor schickte, enthielt die eigenthümliche Stelle: „Der Ton Deines letzten Schreibens hat mich mit wahrer Freude erfüllt. Er offenbart die Gehaltenheit und den vertrauenden Muth eines Mannes, der sich im Besitz erwünschter Lebensgüter befindet. Bist Du denn in der That glücklich? Diese Frage läßt namentlich meine Frau an Dich richten, und Du wirst nicht umhinkönnen, irgendwie darauf zu antworten.“

Hugo, nachdem er diese Zeilen gelesen, saß er-

wägend. Seine Züge nahmen den Ausdruck edlen Selbstbewußtseins an, er setzte sich hin und schrieb:

„Auf die Frage der lieben Freundin, ob ich glücklich sei, antworte ich: Ja, ich bin es!

Daß das menschliche Herz es auf so verschiedene Weise sein kann, das ist das nie genug zu preisende Wunder des Lebens!

Sein, was man sein will, haben, was man haben will, das ist's! — Mein innerstes Wollen und der tiefste Zug meines Herzens ist es, Einer zu gehören und Eine mein zu wissen — mein über's Grab hinaus! Und dieses Verlangen ist erfüllt. Sogar das hat nun für mich einen Reiz, meine Liebe zu beweisen in Entsagung und dadurch des höchsten, reinsten, vollkommensten Glückes, das meiner harrt, mich würdig zu machen.

Hab' ich kein Weib im irdischen Leben, so weiß ich, daß die Einzige mir ganz und gar gehört im ewigen; und jetzt ist sie mein Ideal — das wunderbar schöne Bild der Erinnerung, die Wonne

meines Denkens und Träumens, umflossen von einem Duft und einem Glanz der Poesie, daß ich in Entzückung zu ihr emporstaune. — Kann ich die lebende Gestalt nicht in meine Arme schließen, und entbehr' ich der Freuden; die das Glück Andern — die es Euch gegönnt hat, so hab' ich dafür die Sehnsucht, die mein Herz mit süßen Schauern erfüllt; ich habe die Trauer der Liebe, die es wundersam bedrückt, und die Thräne, die es entlastet; ich habe das Glück der Hoffnung und des unendlichen Gottvertrauens.

Du erfährst wohl nichts Neues, wenn ich Dir sage: es ist ein christlicher, mittelalterlicher Zug in mir. Ich besitze eine Fähigkeit, ideale Liebe bis zur Glut der sinnlichen zu steigern und ihr hingegeben in meiner Seele von dem Duft eines Rosengartens mich umhaucht zu fühlen. Die Glücksempfindungen meines Herzens wogen auf zu brennendem, leuchtendem Leben, daß in Götterfülle jedes Verlangen schweigt. Erhebt sich in der

Einsamkeit schmerzliche Sehnsucht wieder, um alles vorhandene Glück wegzuraffen und das versagte mir in dämonischer Schöne vorzuhalten, so ist doch ihr Leid und ihre Bangigkeit selber von so wunderbarer Art, daß das bebende Herz in ihr ein Geschenk festhält. — Und die Wogen verlaufen wieder, der Geist schwebt wieder empor, und wie die Sonne durchleuchtet ihn die Wahrheit, daß dem Schönen das Schönere und Schönste folgen müsse: das Heil allstillender Befriedigung.

Ja, lieber Freund, es gibt eine Fähigkeit und eine Kunst, das ewige Leben schon im irdischen zu leben; und ich hab' etwas davon.

Zu Allem aber — ich bin ein Mann! Die Natur hat mir einen festen Willen und einen schöpferischen Geist verliehen und mich damit des Gebens fähig gemacht. Und ich will geben, und mein Geben soll mir verschaffen, was im Nehmen mir versagt bleibt.

Ich habe Ehrgeiz, mein Freund; ja, ich kann

sagen, ich habe den größten: den Ehrgeiz, emporzukommen nicht nur bei der Welt, sondern bei Gott; emporzukommen in der Geisterwelt durch gute Thaten, durch Thaten des Lichtes, und in ihr auch der Glorie der Guten theilhaft zu werden.

Es ist beseligend, das Höchste zu wollen; es ist beseligend, zu fühlen, daß man etwas vermag, — und nun dem zeugenden Drange sich überlassen kann mit dem Bewußtsein, daß man seine Pflicht thue und den Folgen getrost entgegensehen darf.

Die Thätigkeit aber erhebt, kräftigt und würzt den ganzen Menschen. Sie erneut ihn und gibt ihm ein neues Verhältniß zu seinem Geschick, seinen eigensten Besitzthümern.

Wenn ich mitten in geistiger Arbeit an Helene denke und ihr Bild mir erscheint, so hab' ich ein ganz eigenthümliches Gefühl. Es ist mir, als ob mich von ihr nichts mehr trennte; als ob sie mir zusähe bei meiner Arbeit und ich meinen Lohn holen könnte durch einen Blick auf sie. Heiterkeit

erfüllt mich wie den Gatten, der die Gattin an seiner Seite erblickt und bei männlichem Thun sich sagen kann, daß es vollendet ihren Beifall haben wird.

Wenn sie mir nun auch wieder ferner tritt — in die Höhen des Himmels zurückschwebt, so behält ihre Gestalt doch den lichtfrohen Charakter. Ich sehe in ihr den Engel, der den Sieger über das Leben mit dem Palmzweig begrüßen wird. — —

Mein Erbe, der kleine Hugo, wird ein frischer, fröhlicher Bube. Amalie hat ihrem Gatten im vergangenen Jahr eine Tochter und jüngst noch ein Söhnchen geschenkt. Wenn der Erstgeborene zwei Jahre mehr zählt, soll ich, an dem er schon mit Liebe hängt, ihn zur Erziehung erhalten. — Ich will einen Edelmann in meinem Sinn aus ihm formen.

Ich freue mich der Menschen, die um mich herum glücklich sind und Gutes thun. Ich freue mich des Lebens und der Früchte meiner Thätig-

keit. Die Zeit aber, durch die sich Mancher beraubt fühlt, mich begabt sie, und ihr Hinschwinden kann mich nicht traurig machen. —

Damit, lieber Freund, möge diese Frage beantwortet und — erledigt sein. — Wirken wir! Ergreifen wir unser Schicksal, gebrauchen wir es zur Darstellung unseres Ideals und sagen wir: Das ist unser!"